



Corina  
Bomann

Die  
**FRAUEN**  
vom  
**LÖWENHOF**

MATHILDAS  
GEHEIMNIS



ullstein

## Das Buch

Mathilda ist 17 und nach dem Tod ihrer Mutter allein auf der Welt. Sie hofft, ihr Leben in Stockholm irgendwie weiterführen zu können, mit ihrer Ausbildung, ihrem Heim, ihrer heimlichen Liebe Paul. Doch alles kommt anders, als Agneta Lejongård, die Gutsherrin vom Löwenhof, sie aufsucht und sich als ihr Vormund offenbart. Woher kannte die ihr unbekannte Frau überhaupt ihre Familie? Mathilda muss Abschied nehmen von allem, das ihr lieb ist, und auf dem Gut ein neues Zuhause finden. Was nicht einfach ist. Agnetas Zwillinge Ingmar und Magnus behandeln sie von oben herab, die Dienerschaft tuschelt, und Mathilda scheut zunächst vor den Pferden zurück. Dabei ist der Löwenhof für seine exzellente Pferdezucht berühmt. Mathilda ist entschlossen, sich zu behaupten, und sie gewinnt Agnetas Vertrauen. Bis die Wahrheit über Mathildas Herkunft ans Licht kommt.

## Die Autorin

Corina Bomann ist in einem kleinen Dorf in Mecklenburg-Vorpommern aufgewachsen und lebt mittlerweile in Berlin. Sie schreibt seit Jahren Romane, mit denen sie immer auf der Bestsellerliste landet. Das Schreiben und ihre Figuren sind ihre große Leidenschaft.

Von Corina Bomann sind in unserem Hause bereits erschienen:

Die Schmetterlingsinsel · Der Mondscheingarten · Die Jasminschwestern

Die Sturmrose · Das Mohnblütenjahr · Sturmherz

Die Frauen vom Löwenhof: Agnetas Erbe

Ein zauberhafter Sommer · Eine wundersame Weihnachtsreise

Winterblüte · Winterengel

Ein Zimmer über dem Meer (unter dem Pseudonym Dana Paul)

# ERSTER TEIL

1931

# I. Kapitel

Ich fühlte mich schlaftrig. Vor mir lag mein Heft, in das ich eigentlich etwas schreiben sollte, aber meine Arme waren viel zu schwer. Ich hatte keine Kraft, den Federhalter zu nehmen und Worte aufs Papier zu bringen. Die Luft im Klassenzimmer war trotz offener Fenster zum Schneiden dick, obwohl es erst Anfang Juni war. Der Sommer kam früh im Jahr 1931.

Am liebsten wäre ich irgendwo im Stadtpark gewesen anstatt im Unterricht von Fräulein Nyström an der Realskola in Stockholm. Ich hätte im Schatten sitzen und meinen Gedanken nachhängen können, statt etwas über Haushaltsführung zu hören und von den Blicken meiner Mitschülerinnen gepiesackt zu werden.

Doch meine Eltern hatten darauf bestanden, dass ich eine gute Ausbildung erhielt. Mein Vater hatte mich persönlich hier angemeldet und erklärt, dass ich nur so zu etwas kommen könnte. In diesen Zeiten darfst du dich nicht nur darauf verlassen, dass du einen guten Mann findest, waren seine Worte gewesen. Mutter hatte ihn seltsam angesehen, dann aber ebenfalls angemerkt, dass Schönheit allein für eine Frau heutzutage nicht ausreiche, um glücklich zu werden.

Ich wollte ihre Bemühungen nicht durch Schwänzen zu-

nichtemachen. Erst recht nicht jetzt, wo die Beerdigung meiner Mutter erst ein paar Tage zurücklag.

Der Tod war in der Nacht zu Susanna Wallin gekommen, ganz heimlich hatte er ihre Seele gestohlen. Ich fand sie am Morgen, nachdem ich mich beim Aufstehen gewundert hatte, dass das Haus so still war. Meine Mutter ging als Erstes immer in die Küche, um den Herd anzufeuern und Frühstück zu machen. Auch nach dem Verschwinden meines Vaters hatte sie nie von dieser Gewohnheit abgелassen. Diesmal war es anders. Als ich ihr Zimmer betrat, um sie zu wecken, sah ich, dass sie mit offenen Augen an die Decke starrte. Zunächst glaubte ich noch, sie würde nachdenken, aber dann berührte ich sie und merkte, dass sie starr war und so unglaublich kalt.

Als ich einsah, dass kein Arzt ihr mehr helfen konnte, war es, als würde etwas in mir zerbrechen. Panisch rannte ich zum Doktor, der mir dann die schreckliche Gewissheit gab. Alles, was danach kam, verschwand im Dunkel meiner Erinnerung. Irgendwie hatte ich es geschafft, dem Pastor und den Nachbarinnen Bescheid zu sagen.

Tags darauf fand ich mich in meinem Bett wieder, mit dem Feuerzeug in der Hand, das einst meinem Vater gehört hatte. Während ich mir die Augen ausweinte, musste ich es an mich genommen haben. Es war warm von meiner Haut, und irgendwie tröstete es mich, auch wenn ich kaum etwas über meinen Vater wusste.

Papa hatte immer ein wenig abwesend gewirkt, und Mama hatte von einer Welt geträumt, die mir nicht zugänglich war. Die beiden hatten sich gut um mich gekümmert. Nie habe ich auch nur eine Ohrfeige erhalten. Aber sie waren manchmal wie Schaufelsterpuppen, die nur in meinem Leben waren, damit ich Gesellschaft hatte.

Als mein Vater plötzlich aus meinem Leben verschwand, war ich untröstlich. Eines Tages kam er einfach nicht mehr nach Hause. Mutter hatte zwei Tage gewartet, dann die Polizei eingeschaltet. Überall suchte man nach Sigurd Wallin, doch man fand ihn nicht. Jemand erzählte den Polizisten, dass er ihn auf einer Brücke in Gamla Stan gesehen habe. Nachforschungen ergaben, dass er tatsächlich dort gewesen war. Vor einem Brückengeländer fand man ein Feuerzeug, das ihm gehört hatte. Es war vergoldet und mit einem feinen Blumenmuster bedeckt. Ich hatte es immer bewundert, wenn er sich damit seine Zigarillos anzündete. Es war das Einzige, was von ihm blieb.

Die Behörden gingen recht schnell davon aus, dass er sich im Wasser das Leben genommen habe. Die Suche wurde auf die Küste ausgedehnt. Doch die Ostsee war tief, und die Strömung trieb die Dinge weit aufs Meer hinaus.

Nach einem Jahr vergeblicher Suche wurde mein Vater für tot erklärt. Ich nahm das kleine Feuerzeug an mich, denn meine Mutter interessierte sich nicht dafür. Ohne große Trauer räumte sie die Kleidung meines Vaters zusammen, wie etwas, das abgeschlossen war und nun fortgeschafft werden konnte.

In meiner Trauer klammerte ich mich an den Gedanken, dass meine Mutter ja noch da wäre.

Jetzt hatte ich niemanden mehr, an dem ich mich festhalten konnte.

In der ersten Zeit nach ihrem Tod fühlte ich mich wie ein Geist. Ich spürte nichts, nahm kaum etwas wahr. In mir gab es nur Schmerz und Trauer. Nach einer Weile kam ich wieder ein wenig zu mir, doch noch immer fiel es mir schwer, die Tage zu überstehen. Weinkrämpfe schüttelten mich häufig, oft wenn es gerade unpassend war. Meist blieb mir dann nichts

anderes übrig, als mich zu verkriechen. Wie ein Schatten schlich ich durch unser gelbes Haus an der schrägen Straße, der Brännkyrkagatan. Ich fühlte mich von den anderen, sorglos scheinenden Menschen isoliert. Der einzige Trost war Paul, der mich besuchte, um sicherzustellen, dass es mir gut ging.

Noch schlimmer, als im leeren Haus zu sein, waren die Stunden in der Schule.

Als mein Vater verschwand, hatte mich dort noch behutsames Mitleid umhüllt. Alle fanden mein Schicksal schrecklich und bedauerten mich und meine Mutter.

Nun war ich Waise. Die Großeltern väterlicherseits waren längst tot, und meine Mutter hatte nie über ihre eigenen Eltern gesprochen. Ich hatte sie nie kennengelernt. Wenn ich nach ihnen fragte, antwortete sie nur, dass ich eben keine Großeltern mütterlicherseits hätte.

In der Schule hatte ich nie viele Freundinnen. Außer Daga redete kaum ein Mädchen mit mir. Nun ließen sie mich spüren, dass ich eine Waise war. Jedes Mal, wenn sie mich ansahen und ihre Köpfe zusammensteckten, versetzte es mir einen Stich. Ohne Eltern fühlte ich mich, als hätte ich jeglichen Schutz verloren.

Ein Klopfen an der Tür des Klassenzimmers schreckte mich aus meiner Lethargie. Fräulein Nyström bat den Störenfried herein. Herr Persson, der Rektor unserer Schule, flüsterte kurz mit unserer Hauswirtschaftslehrerin, dann wandte er sich um und blickte über die Köpfe hinweg geradewegs zu mir.

»Mathilda Wallin«, sagte er schließlich. »Würdest du mich bitte begleiten?«

Sofort brandete Flüstern um mich herum, dazwischen hörte ich hier und da ein schadenfrohes Kichern.

Mein Herz begann zu rasen. Ich erhob mich und senkte

scheu den Blick, doch dann straffte ich mich. Ich wusste, was die anderen dachten. Sie rechneten fest damit, dass ich nun, da ich keine Eltern mehr hatte, von der Schule genommen wurde. Wenn ich ehrlich war, erwartete auch ich genau das.

Mein Inneres barst beinahe vor Angst und Sorge. Ich lief hinter dem großen, massigen Mann her, der immer eine Fliege trug und dessen Jacketts immer ein wenig schief saßen. Dabei strömte mir der Geruch von Eau de Cologne und der Haarpomade, mit der er seine störrische schwarze Haarsträhne zu bändigen versuchte, in die Nase. Wie eine Fahne zog er sie hinter sich her.

In sein Büro wurde man nur zitiert, wenn man etwas wirklich Schlimmes angestellt hatte oder wenn es schlechte Nachrichten gab. Zuletzt war ich dort gewesen, als ich ihm erklären musste, dass meine Mutter gestorben war und ich deshalb für ein paar Tage nicht zum Unterricht erscheinen würde. Der Raum war recht groß – und braun. Braune Regale, braune, ledergebundene Bücher darin. Ein brauner Stuhl hinter dem braunen Schreibtisch. Darunter ein Teppich mit braunen Ranken auf Beige. Kein Farbtupfer sorgte hier für Ablenkung.

Als wir eintraten, erwartete uns eine hochgewachsene Frau, die ein elegantes dunkelblaues Kleid trug. Ihr blondes Haar war im Nacken zu einem Dutt zusammengesteckt, ein paar Strähnen hatten sich an den Seiten gelöst und umrahmten ihr ebenmäßiges Gesicht.

»Darf ich vorstellen«, sagte der Direktor und nickte der Fremden zu. »Gräfin, das ist Mathilda Wallin. Mathilda – Gräfin Agneta Lejongård.«

Eine Gräfin? Was wollte eine Gräfin hier? Ich blickte die Frau verwirrt an. In den Märchen, die meine Mutter mir manchmal erzählt hatte, waren Gräfinnen Frauen mit Diadem

auf dem Kopf und silberglänzenden Kleidern. Diese hier trug nicht mal einen Hut.

Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. »Es freut mich, dich kennenzulernen«, sagte sie und reichte mir die Hand. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Knicksen? Sie war eine Gräfin! Ich knickste leicht, als ihre Hand die meine berührte. Gleichzeitig fragte ich mich, was eine Gräfin von der Tochter eines Buchhalters wollte.

»Setzen wir uns doch«, sagte der Rektor.

»Es tut mir leid, dass du deine Mutter verloren hast. Und das so kurz nach dem Verlust deines Vaters«, richtete die Gräfin das Wort an mich.

Ich blickte sie verwirrt an. Woher wusste sie das? Kam sie von der Fürsorge? Von einem Kinderheim?

Sie schien meine Gedanken zu lesen, denn sie setzte hinzu:  
»Aus diesem Grund bin ich hier.«

»Wegen meines Vaters?«

Sie schüttelte den Kopf. »Deinetwegen.«

Ich blickte zum Rektor, doch Herr Persson blieb regungslos. Er wirkte wie jemand, der ein spannendes Schauspiel beobachtete.

»Du bist noch nicht volljährig, das bedeutet, du brauchst einen Vormund«, fuhr die Gräfin fort.

Eine Welle heißer Panik durchzog mich. Also war sie doch von der Fürsorge.

»Ich komme ganz gut allein zurecht«, gab ich zurück. »Wenn Mutter krank war, habe ich das Haus versorgt. Und die Schule ...« Ich stockte, als mir klar wurde, dass die Schule bezahlt werden musste. Mein Vater hatte dafür Geld zurückgelegt, aber ich war noch nicht mündig und man würde mir das Konto nicht übertragen.

Die Gräfin blickte zu Persson, dann sah sie mich wieder an.  
»Du gehst gern hierher?«

»Ja«, antwortete ich und erwischt mich dabei, wie ich unruhig an meinem Blusenärmel zupfte.

»Rektor Persson hat mir gesagt, dass du eine gute Schülerin bist.«

»Sie hat leichte Schwächen, was die Handarbeit betrifft, und auch in der Physik könnte sie besser sein. Aber in Arithmetik ist sie hervorragend. Und natürlich in der schwedischen Sprache sowie in Englisch.«

»Du hast Englischunterricht?«, fragte die Gräfin, worauf ich nickte.

»Ja, gnädige Frau«, antwortete ich.

»Nun, das könnte in deinem Leben irgendwann einmal von Vorteil sein. Und dass du sehr gut rechnen und schreiben kannst ebenso.«

Warum interessierte die Fürsorge sich für meine schulischen Leistungen?

»Was bedeutet das?«, fragte ich, bevor Persson und die Gräfin sich noch weiter über meine Zensuren auslassen konnten. »Warum sind Sie hier? Wollen Sie mich in ein Heim stecken?«

Die Augenbrauen der Frau schnellten in die Höhe. »Nein, das will ich nicht«, antwortete sie ruhig. »Ich bin hier, um dir mitzuteilen, dass ich zu deinem Vormund bestellt wurde.«

Mir fiel die Kinnlade herunter. Diese fremde Frau, eine Gräfin noch dazu, sollte über mein Leben bestimmen? Über die Zeit bis zu meiner Volljährigkeit?

»Ich weiß, das kommt ein wenig plötzlich«, fuhr sie fort. »Aber ich wollte nicht, dass du es erst bei der Testamentseröffnung erfährst.«

Ich schaute sie verwirrt an. Vormund? Testamentseröffnung? Diese Frau, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte, sollte für mich sorgen?

»Wieso?«, platzte mein Gedanke laut aus mir heraus.

»Wie bitte?«, fragte die Gräfin.

»Wieso gerade Sie? Welchen Grund gibt es für eine Gräfin, die Vormundschaft für mich zu übernehmen?«

»Mathilda!«, zischte der Rektor warnend, doch die Gräfin schüttelte den Kopf.

»Ist schon gut.« Sie atmete tief durch und sagte dann: »Deine Mutter hat es so verfügt.«

»Meine Mutter? Was hatten Sie mit meiner Mutter zu schaffen?«

»Wir kannten uns. Schon seit langer Zeit. Kurz nach ihrem Tod erhielt ich von einem Notar das Dokument, in dem deine Mutter ihren Wunsch geäußert hat, dass ich dein Vormund werde.« Sie zog einen Umschlag aus der Tasche und reichte ihn mir.

Ich faltete ihn auseinander. Sofort erkannte ich die Handschrift meiner Mutter. Die ausschweifenden Bögen um das B und das R waren typisch für sie. Datiert war der Brief auf den 19. Februar vergangenen Jahres. Hatte sie da bereits geahnt, dass etwas nicht mit ihr stimmte? Wusste sie von ihrem schwachen Herzen? Wenn ja, hatte sie mich gut getäuscht. Wir hatten nie darüber gesprochen, dass sie krank war.

Bei einer Zeile blieb ich hängen.

*Für den Fall meines Todes wünsche ich, dass Gräfin Agneta Lejongård die Vormundschaft über meine Tochter Mathilda übernimmt.*

»Warum sollte sie das schreiben?«, fragte ich dann. »Mutter hat Sie nie erwähnt.«

Plötzlich war mir diese Gräfin suspekt. Was, wenn sie mich

irgendwohin verkaufte? Oder gab es das nur in billigen Liebesromanen?

»Mathilda!«, sagte der Rektor. Der Ärger in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Bedenke doch, was das für dich bedeutet! Du solltest dankbar sein für dieses Geschenk.«

»Oh, ein Geschenk ist es keinesfalls«, entgegnete die Gräfin. »Es ist meine Pflicht, für dich zu sorgen. Auf dem Löwenhof wird es dir gut gehen, und vielleicht wird es so etwas wie ein Zuhause für dich.«

Diese Worte prasselten wie ein kalter Platzregen auf mich hernieder. Ich würde von hier fortmüssen. Und was wurde dann aus Paul und mir? Was aus meinem Wunsch, auf die Handelsschule zu gehen? Paul und ich hatten darüber fantasiert, wie es wäre, wenn wir seine Firma gemeinsam führten. Er würde Möbel bauen, und ich würde mich um die Buchhaltung kümmern, weil ich wesentlich besser rechnen konnte als er.

Doch das würde jetzt alles hinfällig sein. Versauern auf einem Gut war alles, was mir blieb. Mistkarren schieben, Heu in Schober stapeln und abends Fuchs und Hase beim Gutenachtsgesenke zuschauen. Keine flirrenden Jazzclubs, von denen ich gelesen hatte und heimlich träumte. Kein pulsierendes Leben in der Stadt. Ich wurde von allem fortgerissen, was ich kannte.

Ich spürte, dass mir die Tränen kamen.

»Und wenn ich es nicht will?«, fragte ich trotzig. Mein Zorn war mindestens so groß wie der Eisberg, der die Titanic zum Sinken gebracht hatte.

»Mathilda!« Rektor Persson wirkte, als würde er gleich von seinem Sitz hochschnellen. »Dir bleibt keine andere Wahl!«

Die Gräfin sah mich an. »Wenn deine Mutter nicht gestor-

ben wäre«, fragte sie überraschend sanft. »Was hättest du dann nach der Schule gemacht?«

»Ist das denn wichtig?«, schluchzte ich.

»Für mich schon. Ich kenne dich noch nicht, Mathilda. Ich weiß nicht, was du dir wünschst. Und glaube mir, ich weiß, wie es ist, wenn eigene Wünsche nicht in Erfüllung gehen.«

Ich starrte sie an.

Der Rektor schnaufte. Er hielt mich für respektlos, aber in diesem Augenblick ging es um mich, um mein Leben!

Außer Paul hatte ich noch niemandem meinen Berufswunsch mitgeteilt. Die meisten Mädchen träumten davon, einen guten Mann und Versorger zu finden. Auf die Realskola gingen sie nur, damit sie eine kluge Hausfrau werden konnten. Wenn ich ihnen erzählt hätte, was ich mit meinem Leben vorhatte, wäre ich noch mehr zur Außenseiterin geworden.

»Ich möchte zur Handelsschule gehen und irgendwann in einer großen Firma arbeiten«, hörte ich mich sagen. »Ich finde Zahlen faszinierend. Auf jeden Fall will ich mein eigenes Auskommen haben, eine eigene Wohnung und vielleicht ein Automobil.«

Agneta Lejongård nickte bedächtig und sah mir dann direkt in die Augen. »Das sind gute Ziele. Ich sehe keinen Grund, warum du sie nicht erreichen solltest.«

»Weil ich Waise bin und kein Geld für die Handelsschule habe«, platzte es aus mir heraus. »Und wenn ich auf den Hof gehe ...«

»Nun, der Löwenhof ist nicht das Ende der Welt«, sagte die Gräfin lachend. »Kristianstad ist ganz in der Nähe. Auch dort gibt es eine Handelsschule.«

Beinahe hätte ich erwidert, dass dort aber nicht Paul war. Doch ich verkniff es mir.

»Aber das alles musst du natürlich nicht sofort entscheiden«, sagte die Gräfin, nachdem sie mich noch eine Weile gemustert hatte. »Verzeih, wenn ich dich überfordert habe. Du sollst jedoch wissen, dass ich dir helfen werde, deine Träume zu verwirklichen.«

Ich nickte. Welche andere Wahl hatte ich denn auch? Rektor Persson hatte recht. Meine Mutter hatte diese Frau zu meinem Vormund bestimmt. Ich konnte sie nicht ablehnen.

»Hier ist eine Einladung zum Notar für morgen Vormittag. Wir werden dort das Testament deiner Mutter eröffnen lassen. Ich werde bei dir sein.« Die Gräfin reichte mir den Brief, erhob sich und wandte sich an den Rektor. »Sie ist doch für den Tag vom Unterricht befreit, nicht wahr?«

»Natürlich, gnädige Frau«, sagte Persson und schnellte in die Höhe.

»Gut, dann sehen wir uns morgen früh«, sagte die Gräfin und verabschiedete sich von mir.

Ich hätte zu gern gewusst, wo sie hier in Stockholm abgestiegen war, aber bevor mir die Frage einfiel, stand ich bereits wieder auf dem Flur.

Bedächtig strich ich über das Briefkuvert. Die Tränen brannten immer noch in meinen Augen.

Die Einladung zur Testamentseröffnung meiner Mutter. Es fühlte sich so endgültig an. Am liebsten wäre ich aus dem Schulhaus gelaufen und hätte mich zu Hause verkrochen. Doch da schellte die Glocke, und innerhalb weniger Augenblicke war ich von Schülerinnen umgeben.

Daga kam sofort zu mir gelaufen. »Mathilda, was ist denn?«, fragte sie besorgt, als sie meine glühenden Wangen sah.

Ich schob den Brief in die Tasche meines Rocks. »Nichts, ich ... ich bin nur etwas durcheinander.« Fahrig wischte ich

mir die Tränen aus dem Gesicht. Aber Daga konnte ich nicht täuschen.

»Hat es schlechte Nachrichten gegeben?«, fragte sie, und als ich nicht gleich antwortete, sog sie scharf die Luft ein. »Sie haben dich doch nicht etwa von der Schule geworfen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich ... ich habe meinen neuen Vormund kennengelernt.«

»Irgendein steifes Tantchen aus einem Kinderheim?«

»Nein. Eine Gräfin.«

Dagas Mund klappte auf. »Eine Gräfin? Was hat die denn mit dir zu schaffen?«

Als ich antworten wollte, sah ich die anderen Mädchen aus meiner Klasse auf uns zukommen. Sie sollten mich nicht weinen sehen. Wahrscheinlich zerrissen sie sich ohnehin schon das Maul über mich.

»Lass uns einen Platz suchen, an dem wir ungestört sind«, raunte ich und ging dann voraus zu der kleinen Mauer, die den Schulhof am südlichen Ende begrenzte.

## 2. Kapitel

In der Nacht war ich sehr nervös. Meine Arme und Beine fühlten sich an, als würden Ameisen über sie laufen. Nicht einmal die Stille des Hauses vermochte mich zu beruhigen.

Was heute passiert war, kam mir so unwirklich vor. Eine Gräfin erschien, um das arme Waisenkind zu sich zu nehmen? Das war zu schön, um wahr zu sein. Hatte ich das alles nur geträumt?

Ein Klacken an der Fensterscheibe ließ mich zusammenzucken. Zunächst hielt ich es für eines der zahlreichen Geräusche, die das Haus besonders in der Dunkelheit von sich gab. Doch dann richtete ich mich auf und ging zum Fenster. Auf dem Gehweg, direkt unter der Straßenlampe, sah ich eine Gestalt, die mir sehr bekannt vorkam.

Ich öffnete den Fensterflügel. Paul Ringström holte gerade zu einem weiteren Wurf aus und stockte, als er mich bemerkte.

»Was fällt dir ein, so spät noch hier aufzutauchen?«, fragte ich und klang dabei empörter, als ich es tatsächlich war.

»Mir ist da was zu Ohren gekommen, und ich wollte fragen, ob es stimmt.«

Ich konnte mir schon denken, von wem er es gehört hatte.

Daga hatte es bestimmt ihrem Bruder erzählt. Und Paul war ja auch nicht irgendwer, sondern seit einiger Zeit ein fester Bestandteil meines Lebens. Mein Geheimnis, wenn man so wollte.

Wir hatten uns kennengelernt, als ich bei Daga zu Besuch war. Das geschah recht häufig, doch vor ein paar Monaten war es das erste Mal gewesen, dass ich ihren älteren Bruder wirklich wahrgenommen hatte. In den Wochen danach war er mir immer wieder über den Weg gelaufen, natürlich rein zufällig, und immer wieder hatte er sich bemüht, mir zu zeigen, wie nett er mich fand und was für ein aufmerksamer Bursche er war. Er war witzig, seine Blicke ruhten liebevoll auf mir, und er gab mir das Gefühl, mich zu beschützen. Er war ein junger Mann, mit dem ich mir eine gute Zukunft vorstellen konnte. Und der obendrein noch hervorragend aussah. Durch die Arbeit in der Werkstatt seines Vaters waren seine Schultern breit und seine Arme kräftig – und noch nie zuvor hatte ich einen Menschen mit derart grünen Augen gesehen! Wenn wir beide durch den Park gingen, gewahrte ich die Blicke, die andere Mädchen ihm zuwarfen, und freute mich, wenn er sie ignorierte.

Wir waren noch kein richtiges Paar, das hätte meine Mutter nicht erlaubt, aber ab und zu tauchte er unter meinem Fenster auf, warf ein paar Kiesel, und wenn wir die Gelegenheit dazu hatten, redeten wir.

Jetzt, wo meine Mutter gestorben war, hätte ich ihn ohne Weiteres ins Haus bitten können. Aber ich fühlte mich nicht bereit dazu. Außerdem wusste ich, dass die Nachbarinnen gute Augen hatten. Sie würden sich ihre Schandmäuler zerreißen, wenn sie herausfanden, dass ich einen Jungen ins Haus ließ.

»Warte, ich komm raus!«, sagte ich.

Paul nickte, doch im Laternenschein konnte ich ihm ansehen, dass er ein wenig enttäuscht war. Ich wusste, dass er sich wünschte, einmal mit mir allein zu sein. Doch ich fürchtete, dass ich mich dann nicht mehr unter Kontrolle hätte und zu etwas nachgeben würde, was uns beiden nicht gut bekam. Ich schlüpfte rasch in mein Kleid und warf mir Mutters dickes Wolltuch um die Schultern. Tagsüber war es zwar warm, aber in der Nacht konnte es immer noch recht kühl werden.

»Warum treffen wir uns nicht im Haus, wie andere auch?«, fragte er, als ich vor die Tür trat.

»Du weißt, warum«, sagte ich ausweichend. »Ich will nichts tun, was meine Mutter nicht gewollt hätte.«

»Das versteh ich ja, aber würde deine Mutter nicht wollen, dass du einen Liebsten hast?«

»Doch, irgendwann sicher, aber sie hat immer gesagt, dass ich mit siebzehn noch zu jung sei.«

Ich sah ihn an. Das Laternenlicht verlieh seiner Haut einen rosigen Schimmer, verfälschte aber das wunderbare Grün seiner Augen völlig. Jetzt wirkten sie braun, wie die Erde an einem Regentag. Doch der markante Schnitt seines Kinns, seine breite Stirn und seine wundervoll geschwungenen Augenbrauen wurden vom Licht noch hervorgehoben.

»Ich möchte doch nur ins Haus kommen, nichts weiter.« Er seufzte. »Aber vielleicht ist unsere Freundschaft ja bald bedeutungslos.«

Ich schaute ihn erschrocken an. »Was meinst du?«

»Daga hat mir erzählt, dass dein neuer Vormund eine Gräfin aus der Nähe von Kristianstad sei. Stimmt das?«

»Ja«, antwortete ich und spürte, wie sich die Bedeutung der Worte schwer auf mein Herz legte. Wenn ich auf dem Löwen-

hof war, würde ich ihn für lange Zeit nicht wiedersehen. Für viel zu lange Zeit.

»Dann gehst du also von hier fort.«

»Ja, aber ...« Ich zögerte. »Genau genommen weiß ich es nicht. Wir haben noch nicht darüber gesprochen.«

Paul schnaufte und stemmte die Hände in die Seiten. »Du hättest sie fragen sollen.«

»Das stimmt, aber ... ich war zu überrumpelt. Der Direktor hat mich in sein Büro bestellt, und da war sie. Sie erzählte mir, dass sie diesen Hof besitze, und fragte mich nach meinen Träumen.«

»Und, komme ich in diesen Träumen auch vor?«

»Schon, aber das hätte ich ihr doch nicht sagen können, nicht wahr?«

Ich ging zu ihm und hob die Hände, um sie auf seine Brust zu legen. Doch dann stockte ich und ließ sie wieder sinken, als ich merkte, dass sein Körper zu einem Felsblock zu erstarren schien.

»Du wirst fortgehen«, sagte er und strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Es sei denn, du schaffst es, dass sie nicht dein Vormund wird.«

Ich senkte den Kopf. Wie gern wäre ich schon älter, damit ich machen konnte, was ich wollte. Vier Jahre! Warum waren mir nicht noch vier Jahre mit meiner Mutter vergönnt gewesen? Jetzt kam mir das Schicksal dreifach ungerecht vor.

»Meine Mutter hat sie sich als Vormund gewünscht«, sagte ich. »Aber selbst wenn ich von hier weggehe, müssen wir doch nicht den Kontakt zueinander verlieren ... Es wäre doch nur für vier Jahre.«

»Vier Jahre!« Pauls Augen weiteten sich erschrocken. »Das ist eine sehr lange Zeit, weißt du? Ich bin nicht sicher, ob einer

von uns so lange warten kann. Ich werde dann schon dreiundzwanzig sein.«

»Was hat das denn damit zu tun?«, fragte ich. »Ich bin in vier Jahren einundzwanzig. Wir sind dann noch sehr jung.«

»Aber ...« Paul stockte. »Was, wenn ich dich heiraten will?«

Ich blickte ihm tief in die Augen. »Du weißt, dass ich ohne Zustimmung eines Vormundes nicht heiraten darf.«

»Eben«, antwortete er.

Ich schüttelte den Kopf. »Glaubst du nicht, dass es sich lohnen würde, so lange zu warten?« Zorn stieg in mir auf, und ich hatte Mühe, leise genug zu reden, dass es die Nachbarn nicht mitbekamen. »Paul«, fügte ich begütigend hinzu. »Ich bin doch nicht aus der Welt. Außerdem, warum reden wir beide schon vom Heiraten? Ich bin erst siebzehn und du neunzehn. Wir sind beide noch nicht mündig. Glaubst du wirklich, deine Familie wäre begeistert, wenn du ihnen jetzt mit Heiratsplänen kommst? Außerdem, was ist mit deiner Lehre? Solltest du die nicht erst abschließen? Denk an unseren Traum. Du willst doch deine eigene Möbelfabrik, oder nicht? Und ich muss auf die Handelsschule, wenn ich dir die Bücher führen soll.«

Eigentlich lächelte ich immer, wenn wir davon sprachen. Paul Ringström & Söhne, Möbelbau seit 1936. Fünf Jahre. Das war die Zeit, die sich Paul selbst gegeben hatte. Spätestens in fünf Jahren wollte er seine eigene Firma haben, die noch größer und erfolgreicher sein würde als die seines Vaters. Aber möglicherweise reichten fünf Jahre aus, damit er mich vergaß.

Paul blickte verlegen auf seine Schuhspitzen. »Ich ... ich möchte dich nicht verlieren.«

»Und das wirst du nicht!«, sagte ich und begann innerlich zu zittern. »Ich ziehe doch nur für vier Jahre nach Schonen. Danach komme ich wieder zurück zu dir. Als frischgebackene

Kauffrau, die dir zur Seite steht.« Jetzt legte ich meine Hände auf seine Arme. Paul ergriff sie und barg sie an seiner Brust, als müsste er mich wärmen.

Ich wusste selbst, dass meine Worte harmloser klangen, als es in mir aussah. Vier Jahre waren eine Ewigkeit. In vier Jahren konnte so viel passieren.

»Dort in Schonen gibt es sicher viele junge Männer, die dich mögen werden.«

»Keinen wie dich!«, erwiderte ich. »Aber was ist mit den Mädchen hier?«

»Ich will keine andere«, sagte er und küsste meine Hände. Dann grinste er ein wenig verlegen. »Bist du dir sicher, dass wir nicht doch reingehen sollten?«

Mein Herz begann zu klopfen. Es gab niemanden, der es mir hätte verbieten können. Dennoch konnte ich mich nicht dazu durchringen. Später würde ich mein Zögern bereuen, aber ich konnte nicht.

»Ganz sicher«, entgegnete ich. »Was allerdings nicht heißt, dass wir es nicht irgendwann tun werden.«

»In Schonen? Wenn ich denn mal freihabe und zu dir reise?« Er zog fragend die Stirn kraus.

»Warum nicht? Vielleicht besuche ich auch dich. Und dann treffen wir uns genau hier.«

»Und wenn die Gräfin dieses Haus verkauft? Als dein Vormund kann sie das.«

Seine Worte ließen noch mehr Angst durch meine Adern zucken. »Ich werde einen Weg finden.«

Ich beugte mich vor und küsste ihn auf einen Mundwinkel. Paul schlang daraufhin seine Arme um mich, zog mich an sich und küsste mich auf den Mund. Das hatte er noch nie getan. So eng, so fordernd, so leidenschaftlich. Ich spürte ein Pochen

in meinem Schoß, das mich meinen Entschluss beinahe überdenken ließ. Doch dann löste ich mich von ihm.

»Ich werde dir schreiben. Jeden Monat.«

»Das ist zu wenig«, entgegnete er mit bebender Stimme.

»Jede Woche?«

Er lächelte. »Schon besser.« Er schob die Hände in die Hosentaschen und blickte auf seine Schuhspitzen. »Solltest du es dir anders überlegen, teile mir das bald mit, ja? Ich bin bereit zu warten, aber ich will mir sicher sein können, dass du mich willst.«

»Ich will dich«, antwortete ich schnell und verdrängte, dass es auf der Welt kaum Dinge gab, derer man sich sicher sein konnte. Als Kind war ich davon überzeugt gewesen, dass meine Eltern ewig leben würden. Jetzt, nur wenige Jahre später, hatte ich beide verloren. »Daran wird sich nichts ändern, hörst du? Und sobald ich frei bin, wirklich frei, werden wir heiraten, und nichts wird uns mehr im Weg stehen.«

Paul nickte und zog mich wieder an sein Herz. Ich wünschte, er würde mich noch einmal küssen, aber nach einer Weile entließ er mich, ohne dass unsere Lippen noch einmal zueinandergefunden hätten.

»Mach es gut, Mathilda! Wir schreiben uns«, sagte er mit einem traurigen Lächeln. Dann verschwand er in der Dunkelheit.

»Mach's gut, Paul!«, rief ich ihm hinterher und hob ein wenig hilflos die Hand zu einem Gruß, doch er wandte sich nicht mehr um.

Plötzlich fühlte ich mich schrecklich einsam. Hatte ich einen Fehler begangen? Was wäre dabei gewesen, mit ihm einzugehen? Aber ich hatte Angst, dass jemand über uns reden könnte. Dass jemand der Gräfin erzählte, ich ließe Männer-

ner ins Haus. Mutters Wunsch hin oder her, möglicherweise würde sie mich dann doch in ein Heim abschieben.

Nein, ich hatte mich richtig entschieden. Meine und Pauls Zeit würde kommen. Und dann würde uns niemand mehr aus-einanderbringen können.

Tags darauf saß ich im Büro des Notars, wo mir offiziell be-kannt gegeben wurde, dass Agneta Lejongård ab sofort mein Vormund sein würde. In einem musste ich der Gräfin recht geben: Es wäre wesentlich unangenehmer gewesen, erst hier davon zu erfahren. Dennoch wünschte ich mir, alles wäre so wie früher geblieben. Meine Mutter noch am Leben, mein Va-ter ebenso. Ich wünschte mir, Geschwister zu haben oder Großeltern. Jetzt gab es nur noch mich, und der einzige Mensch, der mir ein Zuhause anbot, war eine Fremde. Sie hat-te mir versprochen, dass ich meine Träume erfüllen könnte, aber was, wenn sie nicht Wort hielt? Nicht Wort halten konnte?

Der Notar war ein alter Mann mit grauem Backenbart, wie man ihn selbst an alten Leuten nur noch selten sah.

»Setzen Sie sich bitte, meine Damen«, sagte er und nahm hinter dem Schreibtisch Platz.

Ich blickte zur Gräfin. Sie wirkte an diesem Morgen etwas abwesend. Vor dem Gebäude hatten wir nur wenige Worte ge-wechselt. Nun sah sie aus, als läge ein dunkler Schatten über ihren Augen.

»Ich verlese heute, am 2. Juni 1931, das Testament von Su-sanna Wallin, geborene Korven«, begann er, setzte sich zu-recht und fuhr fort: »Mein Letzter Wille ist es, dass meine einzige Tochter Mathilda meinen gesamten Besitz erhält, als da wären: das Haus, mein Schmuck und meine Ersparnisse im Wert von fünfhundert Kronen. Gezeichnet: Susanna Wallin, geborene Korven.«

Das war es schon. Keine persönlichen Worte, nichts. Der Notar hatte das Testament so vorgetragen, als gehörte es zu einer Fremden und nicht zu meiner Mutter. Ich wusste nicht, wie ein Testament aussehen musste, aber ich hatte erwartet, dass meine Mutter noch einen Brief beigelegt hätte, irgendwas, das mich trösten würde. Doch ihre letzten Worte waren vollkommen sachlich.

»Nehmen Sie das Erbe an?«, fragte der Notar, aber ich hörte seine Worte wie aus großer Entfernung. Ich wusste, dass ich jetzt etwas sagen sollte, doch meine Zunge löste sich nicht. In meinem Kopf war nur ein Gedanke: Warum verabschiedete sich meine Mutter so unpersönlich von mir?

»Mathilda?«, drängte sich die Stimme der Gräfin in meine Gedanken. Wenig später fühlte ich ihre Hand auf meinem Arm. Ich zuckte zusammen. »Du musst dich nicht gleich entscheiden, wenn du nicht bereit bist«, fügte sie hinzu und zog ihre Hand wieder zurück, als unsere Blicke sich trafen.

»Ich bin bereit«, entgegnete ich beinahe schon trotzig und blickte zum Notar. »Ich nehme das Erbe an.«

Der Notar nickte, dann wandte er sich an Agneta Lejongård: »Sind Sie als gesetzlicher Vormund damit einverstanden?«

»Ja, das bin ich«, antwortete sie.

»Gut. Gräfin Lejongård, Sie werden das Vermögen Ihres Mündels verwalten, bis es Volljährigkeit erlangt hat. Ich werde die entsprechenden Papiere vorbereiten und lasse sie Ihnen zukommen.«

Der Notar raffte die Blätter zusammen und erhob sich.

»Alles Gute für Sie«, sagte er und drückte der Gräfin und mir die Hand.

Ich wusste, dass wir jetzt gehen mussten, doch ich war nicht in der Lage, auch nur einen Schritt zu machen. Obwohl wir

nicht mal eine halbe Stunde hier gewesen waren, fühlte ich mich schwach und müde.

Gräfin Lejongård fasste mich am Ellenbogen. »Komm, Mathilda, gehen wir nach Hause. Ich bin sicher, ein Tee wird dir guttun.«

Als wir das Gebäude verließen, prasselten Regentropfen auf die Straße. Warmer Sommerregen, der der Luft ein scharfes grünes Aroma verlieh. Wir suchten unter dem Türvorsprung Schutz.

Es war gut, dass ich für heute vom Unterricht befreit war. Ich hätte nicht gewusst, wie ich ihn überstehen sollte.

»Meinten Sie das ehrlich?«, fragte ich, während ich zu der dunklen Wolke aufschaute, die sich über den blauen Himmel geschoben hatte. Die Tropfen waren so dick, dass man sie schon von Weitem sah.

»Was?«, fragte sie.

»Was Sie im Büro des Rektors gesagt haben. Dass ich auf die Handelsschule gehen darf.«

»Ich wüsste nichts, was dich davon abhalten sollte. Außer dir selbst.« Agneta Lejongård machte eine kleine Pause, dann setzte sie hinzu: »Ich weiß, du hast Angst. Vor ein paar Monaten schien deine Zukunft noch geordnet und gradlinig, und jetzt ... Weißt du, vor vielen Jahren habe ich eine ähnliche Zeit durchgemacht. Ich war auf dem Weg, eine Malerin zu werden, vielleicht sogar eine halbwegs berühmte. Ich träumte davon, Paris und andere Städte der Welt in Erstaunen zu versetzen. Doch das Leben kümmert sich nicht immer um die eigenen Wünsche. Es schreitet voran, mit unvorhersehbaren Wendungen. Eine davon war der Tod meines Vaters und meines Bruders.«

Sie hielt kurz inne und sah mich traurig an. »Ich stand vor

der Wahl, mein Elternhaus dem Verfall preiszugeben oder die Verantwortung für das Gut zu übernehmen. Ich habe mich für die Verantwortung entschieden. Und jetzt, aus der Distanz von achtzehn Jahren, kann ich sagen, dass es richtig war. Ich habe einen Ehemann, ich habe Kinder, und der Löwenhof ist mein Zuhause.«

Wieder pausierte sie, dann trat ein kleines, mildes Lächeln auf ihr Gesicht. »Der Löwenhof ist ein sehr schöner Ort. Überall ist es grün, es gibt tiefe Wälder und weite Felder. Und Pferde. Das mag für ein Mädchen aus der Stadt nicht besonders spannend klingen, aber ich sage dir, das ist es. Wenn man einmal dort ist, möchte man nie wieder fort.«

Das glaubte ich nicht. Doch in diesem Augenblick fehlte mir die Kraft, zu widersprechen.

»Warum waren Sie eigentlich so still?«, fragte ich stattdessen. »Ich meine vorhin.«

»Was hätte ich denn sagen sollen?«, erwiederte die Gräfin, ohne den Blick zu senken.

»Ich weiß auch nicht ... Nichts, vermutlich. Aber dennoch schien es mir, als würden Sie über irgendwas nachdenken. Etwas Unangenehmes.«

Die Gräfin sah mich an. Ihre Augen wirkten noch immer müde und traurig. Ich wollte zu gern wissen, warum.

»Ich habe an all die Testamentseröffnungen gedacht, denen ich schon beiwohnen musste. An Tagen wie diesem werden Leben geändert, ohne dass man etwas dagegen tun kann. Man kann entweder annehmen oder ablehnen, aber das Leben verändert sich auf jeden Fall.«

»Ihr Leben ändert sich durch mich«, stellte ich fest.

»Ja«, antwortete sie. »Und dein Leben durch mich. Wir beide, die wir uns vorher nicht gekannt haben, sind durch deine

Mutter zusammengeschmiedet worden. Jetzt müssen wir sehen, was wir daraus machen, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Woher kannten Sie meine Mutter eigentlich?«, fragte ich, denn das war immer noch das große Rätsel. Welchen Grund hatte meine Mutter gehabt, mich gerade Agneta Lejongård anzuvertrauen?

»Oh, es ist schon eine Weile her«, gab die Gräfin zurück, was nicht wirklich eine Antwort auf meine Frage war. »Eines Tages werde ich dir die Geschichte erzählen, aber jetzt sollten wir erst einmal sehen, dass du dich in der neuen Situation zu-rechtfinstest. Die Änderungen, die auf dich zukommen, werden dich eine Weile beschäftigen.«

Ich fragte mich, was es war, das die Gräfin mir nicht erzählen wollte. Waren sie und meine Mutter Schulfreundinnen gewesen? Oder etwas anderes? Aber ich spürte, dass sie mir jetzt keine Auskunft geben würde, also verschob ich meine Fragen auf später.

Minutenlang standen wir im Hauseingang, lauschten schwei-gend und beobachteten die Leute, die vorbeieilten und sich mit Zeitungen oder Schirmen vor dem Regen zu schützen versuch-ten. Schließlich ließ er nach. Die Wolke verschwand, und klarer Sonnenschein brachte das feuchte Pflaster zum Glitzern.

»Gehen wir?«, fragte die Gräfin schließlich.

»Wohin?«

»Zu deinem Haus. Du hast gehört, dass es jetzt deins ist.«

»Ja, aber erst in vier Jahren.«

»Deshalb können wir doch trotzdem hingehen, nicht?«

Mit diesen Worten schritt die Gräfin voran. Ich wünschte mir ein wenig, dass ich unter dem Torbogen der Notarkanzlei

stehen bleiben könnte, doch schließlich holte ich auf und lief neben ihr her.

Zu meiner großen Überraschung empfingen mich in meinem Elternhaus der Duft von Zitronen und eine fremde Frau. Sie trug ein hellgraues Kleid und die Haare zu einem Knoten zusammengebunden. Sie musste Mitte oder Ende zwanzig sein, war schlank und auch ziemlich hübsch.

»Das ist Anna Grün«, stellte die Gräfin sie vor. »Sie wird als deine Gouvernante mit dir hier leben und dich im Haushalt unterstützen, bis du auf den Löwenhof kommst.«

Die Frau reichte mir die Hand mit einem freundlichen Lächeln. »Freut mich, dich kennenzulernen, Mathilda.«

Ich bemerkte einen leichten Akzent in ihren Worten. Aus welcher Gegend Schwedens kam sie?

Ich erwiderte ihren Händedruck ein wenig unsicher. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, sofort auf den Löwenhof zu müssen. Jetzt bekam ich eine Gouvernante? »Dann muss ich also wirklich noch nicht aufs Gut?«

Agneta Lejongård schüttelte den Kopf. »Du wirst noch vier Wochen in Stockholm bleiben, bis du die Schule abgeschlossen hast. Danach beginnt dein Leben auf dem Löwenhof, und ich werde dafür sorgen, dass du die Ausbildung erhältst, die es dir ermöglicht, jedes berufliche Ziel zu verfolgen, das du möchtest. Aber jetzt sollten wir uns eine Limonade gönnen und uns ein wenig kennenlernen. Was meinst du?«

Ich nickte. Alles überforderte mich, doch vielleicht würde sich das nun etwas legen.

Im Laufe des Nachmittags redeten wir sehr viel, auch wenn meine Mutter dabei nicht mehr zur Sprache kam. Die Gräfin hatte der Gouvernante offenbar schon genaue Instruktionen für mich gegeben. Anna Grün bemühte sich redlich, mein Ver-

trauen zu gewinnen, und eigentlich war sie auch sehr nett, aber ich konnte in diesem Augenblick nur daran denken, dass sie so etwas wie eine Aufpasserin war, die mir sagen würde, was ich zu tun und zu lassen hatte.

Als die Gräfin schließlich aufbrach und sich mit dem Versprechen verabschiedete, mir zu schreiben, überkam mich doch ein wenig die Angst. Noch nie war ich mit einem fremden Menschen allein im Haus gewesen. Da war sogar die Einsamkeit besser gewesen. Jetzt musste ich wohl aufpassen, was ich tat, welche Miene ich zog und was ich sagte. Ich war kein freies Mädchen mehr, sondern ein Mündel und dem Willen der Gouvernante und der Gräfin Lejongård ausgeliefert.

An diesem Abend erschien Paul nicht, worüber ich ganz froh war, allein schon weil die Gouvernante von nun an unter meinem Dach wohnte. Ich würde ihm eine Nachricht schicken und mit ihm einen Treffpunkt ausmachen. Überall konnte das Fräulein Grün schließlich nicht sein.

Mit weit offenen Augen starzte ich an die Zimmerdecke. Dass jemand Fremdes hier war, erschien mir seltsam. Natürlich würde Fräulein Grün mir nichts tun, dennoch fürchtete ich mich, die Augen zu schließen. Schlaf und Tod machen die Menschen gleichermaßen wehrlos, hatte mein Vater mal gesagt. Das hatte mich als Kind so geängstigt, dass ich nicht einschlafen konnte.

Am liebsten wäre ich aufgestanden, ins Wohnzimmer gegangen und hätte dort eine meiner Schellackplatten auf dem alten Grammophon gespielt. Einfach nur, um in der Musik zu versinken und davon wach gehalten zu werden. Doch ich wollte die Gouvernante nicht wecken.

Der Gedanke, dass sich das Fräulein hier umsehen und Din-

ge anfassen könnte, die meiner Mutter gehört hatten, behagte mir überhaupt nicht. Warum hatte die Gräfin darauf bestanden? Ich hatte in der vergangenen Woche allein zurechtkommen müssen, warum also nicht noch einen weiteren Monat, bis das Schuljahr zu Ende war?

Ich langte zur Seite und zog die Schublade meines Nachtisches heraus. Nach kurzem Suchen fühlte ich kühles Metall an meinen Fingerspitzen. Ich nahm das Feuerzeug meines Vaters und barg es in meiner Hand. Viel zu schnell erwärmt es sich durch meine Haut, aber es zu halten, gab mir ein beruhigendes Gefühl.

Ich legte mich zurück in die Kissen und träumte mich in meine Kinderzeit, als alles noch geordnet schien und ich keine Ahnung vom Leid hatte. Ich sah mich, wie ich mit meinen Eltern durch einen der Parks der Stadt spazierte. Meine Mutter trug ein wundervolles rosafarbenes Kleid mit passendem Hut. Mein Vater war in einen adretten Anzug gekleidet. Fast meinte ich, wieder die Wärme des damaligen Tages zu spüren. Nicht die äußerliche Wärme, sondern die innere. Ich war so glücklich gewesen. Ich kam mir mit meinen sechs oder sieben Jahren sehr linkisch und winzig vor, aber ich ahnte, dass ich eines Tages wie meine Mutter sein würde; mit einem schönen Kleid, einem schönen Hut und einem gut aussehenden Mann an meiner Seite.

Meine Gedanken wanderten in die Zukunft. Diesmal war ich die schöne Frau im rosafarbenen Kleid und Paul der Mann an meiner Seite. Vielleicht war ja doch nicht alles verloren. Paul hatte versprochen, auf mich zu warten. Ich hatte versprochen, auf ihn zu warten. Und ihm zu schreiben. Wenn ich die Handelsschule beendet hatte, würde die Gräfin mich vielleicht heiraten lassen.

Genau das würde ich Paul sagen, wenn ich ihn wiedersah. Dass wir heiraten würden, noch bevor ich mündig war. Das war erlaubt, weil in diesem Fall die Frau unter die Obhut des Mannes gestellt wurde. Sicher hatte er nichts dagegen. Und ich auch nicht.

»Einen Monat habe ich noch«, flüsterte ich dem Feuerzeug zu, dann fielen mir die Augen zu.

### 3. Kapitel

Ich umfasste den Griff meines Koffers fester, als ich den Bahnsteig hinuntersah. Mein Blick streifte ein Plakat, auf dem für ein Mundwasser geworben wurde. Es musste schon eine Weile hier hängen, denn die Farbe war nicht nur an den Rändern verblichen. Eine Dame mit altmodischem Topfhut hielt lächelnd eine Flasche in der Hand, deren Inhalt »blendenden Atem« versprach. Die Luft war schwül, und das Zirpen der Grillen tönte vom Bahndamm zu mir herüber.

Der Zug, der mich nach Kristianstad gebracht hatte, war schon längst wieder abgefahren, doch ich hatte mich seit gut zehn Minuten nicht dazu durchringen können, den Bahnhof zu verlassen. Es war, als müsste ich auf ein Tor zugehen, hinter dem ein unheilvolles, fremdes Land wartete.

Ein wenig bedauerte ich es, dass meine Gouvernante sich bereits verabschiedet hatte. In ein paar Tagen würde sie nach Deutschland zurückkehren. Fräulein Grün war nett, aber streng darauf bedacht gewesen, dass ich mich an die Regeln hielt, die die Gräfin aufgestellt hatte. Paul hatte mich während dieser Zeit ein paarmal besucht, sich dann aber nicht mehr zu unserem Haus getraut, nachdem die Gouvernante uns erwischt hatte. Immerhin hatte ich ihm sagen können, was mir

auf dem Herzen lag. Ein letztes Mal hatten wir uns kurz vor meiner Abreise gesehen, als ich unter dem Vorwand, Daga zu besuchen, bei ihm war.

Als der nächste Zug aufgerufen wurde, schritt ich die Treppe hinunter und strebte dem Ausgang des Bahnhofs zu. Die wenigen Reisenden, die sich zum Gleis begaben, ignorierte ich.

Zu meiner großen Überraschung erwartete mich draußen, an einem etwas altertümlich aussehenden Wagen, kein Chauffeur mit Fliegerbrille und Schirmmütze, um mich abzuholen. Es war Agneta Lejongård persönlich, die lässig an der Motorhaube lehnte. Über ihr Haar, das sie auch jetzt zusammengesteckt trug, hatte sie ein dünnes malvenfarbenes Tuch gebunden. Ihre Kleider wirkten elegant, das Kostüm hatte dieselbe Farbe wie das Tuch, an der Jacke funkelten silberfarbene Knöpfe.

Als sie mich sah, ging ein kleiner Ruck durch ihren Körper. Sie löste sich vom Wagen und kam auf mich zu. Wie lange mochte sie hier bereits auf mich gewartet haben?

»Hallo, Mathilda«, sagte sie und streckte mir die Hand entgegen. »Hattest du eine gute Reise?«

»Ja. Danke«, gab ich zurück und ergriff ihre kräftigen, aber doch weichen und gepflegten Finger. Ich verfiel in Schweigen und wusste nicht, was ich sagen sollte. Die Gräfin musterte mich aufmerksam.

»Ich hatte schon Sorge, dass du den Zug verpasst haben könntest«, sagte sie schließlich.

»Ich ... ich brauchte noch einen Moment«, erklärte ich.

Die Gräfin nickte. »Das kann ich verstehen. Immerhin musstest du alles verlassen, was du kennst. Aber ich verspreche dir, es wird dir auf dem Löwenhof gefallen.«

Mit diesen Worten nahm sie mir den Koffer ab und hievte ihn auf den Rücksitz des Wagens. Dann öffnete sie die Beifahrertür. »Steig ein! Das Wetter ist zum Glück angenehm genug, dass wir während der Fahrt das Verdeck nicht benötigen.«

Während ich einstieg, wurde mir klar, dass kein Chauffeur mehr kommen würde. Ich musste sie ungläubig angesehen haben, denn als sie auf dem Fahrersitz Platz genommen hatte, fragte sie: »Ist etwas?«

»Nein, ich dachte nur ...«

»Ich würde nicht selbst fahren?« Agneta warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Das ist ein landläufiger Irrglaube. Ich fahre schon seit vielen Jahren selbst. Es macht mir Spaß, vor allem da die Straßen hier sehr ruhig sind und man den Wagen also auch mal richtig auf Touren bringen kann.«

»Und Ihr Mann?«

»Der fährt ebenfalls.« Die Gräfin betrachtete mich abwartend. »Möchtest du es auch lernen? Ich könnte es dir beibringen, wenn du willst.«

Das »Nein«, mit dem ich eigentlich antworten wollte, blieb mir glücklicherweise in der Kehle stecken. »Aber ...«

»Meinst du etwa, eine Frau könnte so etwas nicht?« Lächelnd drehte sie den Zündschlüssel im Schloss herum, worauf der Motor brummend und vibrierend erwachte. Nur einen Moment später setzte sich das Fahrzeug in Bewegung.

Wir verließen Kristianstad und fuhren auf eine breite Landstraße. Außer einem Milchwagen kam uns kein anderes motorisiertes Fahrzeug entgegen, dafür begegneten wir einem Pferdewagen, dessen Lenker auf dem Kutschbock eingeschlagen war. Ich fragte mich, ob Agneta hupen würde, um ihn zu wecken. In Stockholm hätte es sicher einigen gefallen, den

Alten damit zu erschrecken. Doch sie fuhr einfach nur an ihm vorbei.

Als wir durch ein kleines Waldstück brausten, lehnte ich mich zurück und schloss die Augen. Allmählich fiel die Anspannung, die ich auf der Reise verspürt hatte, von mir ab. Ich fühlte mich schwer, und der Wind strich mild über mein Gesicht hinweg. Für einen Moment schaffte ich es sogar, meine Angst vor der Zukunft, vor dem unbekannten Löwenhof, vor den nächsten Jahren zu unterdrücken. Vielleicht war es hier doch nicht so schlimm? Die Stadt und Paul und Daga würden mir sehr fehlen, aber vielleicht schaffte ich es ja, mit beiden in Kontakt zu bleiben. Ein Postamt schien es immerhin zu geben. Wenn meine Zeit hier vorbei war, würde ich zurückkehren und viele Geschichten zu erzählen haben.

Blieb nur noch die Frage, welche Verbindung meine Mutter zu der Gräfin hatte. Die ganze Zeit über hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen, aber auch von Fräulein Grün hatte ich nichts erfahren können.

Als der Wagen stoppte, schlug ich die Augen auf. Waren wir etwa schon da?

Vor mir sah ich ein großes Tor und dahinter eine Baumallee, die einen langen Weg säumte, an dessen Ende sich ein prächtiges, leuchtend weißes Herrenhaus erhob.

Ich blickte die Gräfin erstaunt an. »Worauf warten wir?«, fragte ich, denn ich sah keinen Grund, warum wir nicht den Weg hinauffahren sollten. Oder war das hier gar nicht der Löwenhof, sondern ein anderes Gut?

»Ich möchte dir einen Moment geben, um das Haus von hier aus zu betrachten«, erklärte die Gräfin. »Aus meiner Erfahrung weiß ich, dass man solche ersten Augenblicke niemals richtig wahrnimmt.«

»Das ist also der Löwenhof?«

»Ja, das Herrenhaus. Und der vordere Teil des Gartens. Die Felder, an denen wir vorbeigefahren sind, gehören ebenso dazu wie Stallungen und Pferdeweiden. Wenn du magst, können wir nachher noch einen Ausflug in das Dorf machen. Es ist mir wichtig, dass du hier alles kennst und weißt, wo du etwas finden kannst.«

Ich richtete meinen Blick auf das Haus. Trotz der Entfernung wirkte es mächtig und imposant. Und gleichzeitig auch fremd. Außerdem erschien es mir einsam. Aus der Stadt war ich es gewohnt, dass man Nachbarn hatte. Manchmal schienen sich die Häuser in Stockholm aneinanderzudrängen, was den Straßen ein gemütliches Aussehen verlieh. Doch hier gab es nur das Herrenhaus, neben dem die kleineren Wirtschaftsgebäude aussahen, als würden sie sich unterwürfig ducken.

Auf der Rotunde vor der Freitreppe machten wir halt. Der Motor verstummte, und alles, was ich jetzt hörte, war das Zwitschern der Vögel.

An der Tür erschien eine junge Frau in Dienstmädchentracht. Sie knickste. »Soll ich Ihnen mit dem Gepäck helfen, gnädige Frau?«, fragte sie, doch die Gräfin verneinte.

»Danke, Silja, ich denke, dass Fräulein Mathilda ihren Koffer selbst tragen kann.«

Das Mädchen knickste erneut. »Wie Sie wünschen, gnädige Frau.«

»Ach, Silja, würdest du bitte Frau Bloomquist Bescheid geben, dass sie eine kleine Stärkung für unser neues Familienmitglied vorbereiten soll?« Sie wandte sich an mich. »Sicher bist du hungrig, nicht wahr?«

Ich wollte schon ablehnen, doch bei der Erwähnung von Essen spürte ich das Loch in meinem Magen deutlich.

»Ja, sehr«, hörte ich mich antworten.

»Gut! Du hast es gehört, Silja. Frau Bloomquist hat bestimmt noch etwas von ihrem leckeren Kuchen da. Und vielleicht fällt ihr noch mehr ein, mit dem sie eine junge Dame glücklich machen kann.«

Das Dienstmädchen knickste und verschwand. Wir erklimmen die Stufen und traten schließlich durch die Eingangstür. In der Halle blieb ich ehrfürchtig stehen. Die Gouvernante hatte mir bereits erzählt, wie prachtvoll das Herrenhaus war, aber mein Verstand hatte sich doch alles schlichter ausgemalt, als es sich jetzt vor meinen Augen entfaltete. Der üppige Kronleuchter strahlte viel heller, die Marmorfliesen des Bodens waren viel blanker, und die Farben der Teppiche, die den Weg zur Treppe wiesen, waren wesentlich intensiver. Ich legte den Kopf in den Nacken und fühlte mich, als wäre ich wieder ein kleines Mädchen, das zum ersten Mal einen Süßwarenladen betrat.

»Das wird von nun an dein Zuhause sein«, erklärte mir die Gräfin und machte eine ausladende Handbewegung. »Lass dich bitte nicht einschüchtern von all dem Stuck und dem Gold. Meine Vorfahren liebten all das, und in gewissem Maße wird es in unseren Kreisen auch so erwartet. Aber letztlich ist es nur ein Haus und wird sich für dich hoffentlich bald wie ein richtiges Heim anfühlen.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Würde diese Pracht irgendwann einmal mein Zuhause werden? Das konnte ich mir nicht vorstellen. Ich war hier, weil ich keine andere Wahl hatte, als dem Ruf meines Vormundes zu folgen.

Vor den beiden Bildern, die über der Treppe hingen, blieb

ich stehen. Sie zeigten einen Mann und eine Frau, die aus ihren Rahmen auf mich herabschauten. Die Frau trug ein creme-farbenes Kleid, und die Haare waren zu sanften Wellen onduliert. Ihre blasse Haut und die blauen Augen verliehen ihr etwas Eisiges, wenngleich sie wunderschön war. In ihren Händen hielt sie einen Brief. Der Mann wirkte robuster, hatte breite Schultern und war, obwohl groß, doch ein wenig unersetzt. Er hatte dunkles Haar und braune Augen, und um seine Lippen spielte ein kleines Lächeln. Ebenso wie die Frau schien er in demselben Alter zu sein wie Agneta Lejongård jetzt.

»Mein Vater und meine Mutter«, erklärte mir die Gräfin. »Ich habe die Bilder nach dem Tod meiner Mutter gemalt. Mein Vater war da bereits mehrere Jahre tot.«

»Sie haben die Bilder gemalt?«, fragte ich erstaunt. Natürlich erinnerte ich mich daran, dass sie mir von ihrem Traum, Malerin zu werden, erzählt hatte. Aber ich hätte nicht erwartet, dass sie so gut gewesen war.

»Ja, ich. Kaum zu glauben, nicht wahr?« Die Gräfin schmunzelte.

»Und warum haben Sie nicht beide zusammen auf einem Bild verewigt?«, fragte ich weiter, noch immer beeindruckt davon, dass die Gräfin derart lebendige Bilder geschaffen hatte.

Sie bedachte mich mit einem seltsamen Blick. »Dafür habe ich meine Gründe«, antwortete sie ausweichend. »Aber jetzt sollten wir uns dein Zimmer ansehen.« Sie drehte sich um und schritt die Treppe hoch.

Im Gang, der von alten Gemälden und kleinen Lampenschirmen gesäumt war, kam uns ein junger Mann entgegen. Oder besser gesagt rannte er uns beinahe über den Haufen.

»Ingmar!«, rief die Gräfin überrascht aus. »Wolltest du nicht unten sein?«

Der Junge, der etwa in meinem Alter war, starre mich an und tat so, als hätte er die Worte nicht gehört.

»Ingmar?«, hakte sie nach.

»Entschuldige, Mutter«, sagte er nun und schüttelte kurz den Kopf, als wollte er einen lästigen Gedanken vertreiben.

»Ich hatte nur etwas vergessen.«

»Da du schon mal hier bist, kann ich dir auch gleich meinen Sohn Ingmar vorstellen, Mathilda. – Ingmar, das ist Mathilda.«

»Das Mädchen, von dem du seit Wochen pausenlos sprichst«, sagte er und machte eine kleine Verbeugung. »Freut mich, dich kennenzulernen, Mathilda.«

Eigentlich hätte ich ihm die Hand reichen und behaupten müssen, dass die Freude ganz meinerseits war, aber ich brachte nur ein Nicken zustande.

»Weißt du, wo Magnus ist?«, fragte die Gräfin.

»Wo wohl?«, fragte Ingmar spöttisch zurück. »Wahrscheinlich sitzt er wieder unter einem Baum bei den Elfen und spinnt sich eine Geschichte zusammen.«

»Du weißt, dass ich es nicht schätze, wenn du so abfällig von deinem Bruder sprichst.«

»Er weiß, dass ich so denke«, gab er zurück. »Und wenn es ihm nichts ausmacht, sollte es dir auch nichts ausmachen.«

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen. Genau das hatte er wohl erreichen wollen, denn er lächelte zufrieden.

»Wenn du Magnus siehst, sag ihm, ich möchte ihn unserer neuen Bewohnerin vorstellen.«

»Mache ich. Wenn er nicht schon in einen Kaninchenbau gefallen ist und von der Herzkönigin verfolgt wird.«

»Alice im Wunderland«, platzte es aus mir heraus.

Der Junge nickte mir zu, und ehe ihn seine Mutter noch einmal rügen konnte, verschwand er.

»Ich fürchte, du wirst dich an Ingmars Art erst einmal gewöhnen müssen«, sagte die Gräfin. »Er hat zu allem eine flapsige Bemerkung parat. Mach dir nichts draus, wenn es einmal dich trifft.«

Beinahe wäre mir rausgerutscht, dass ich seine Art prima fand, aber ich biss mir auf die Zunge.

Wenig später machten wir vor einer der Türen halt.

»In diesem Zimmer habe ich als junge Frau gewohnt«, erklärte sie. »Allerdings haben wir seitdem renoviert, du brauchst also keine Angst zu haben, dass hier noch irgendwelche Geister umherschwirren.«

Sie öffnete die Tür und trat einen Schritt zurück.

Ein süßer Duft nach Seife und Blumen strömte mir entgegen. Meine Mutter hatte manchmal ähnlich gerochen, besonders am Morgen, wenn sie neue Seife gekauft und sich damit gewaschen hatte. Der Geruch schnürte mir den Magen zu und ließ mich zögern. Für einen Moment überfiel mich die irrage Hoffnung, meine Mutter würde hier, in dem Zimmer, auf mich warten.

Doch in dem Raum befand sich keine Menschenseele. Da für ein herrliches Himmelbett mit Rosenvorhängen und dicken rosafarbenen Decken. Diesem gegenüber stand ein kleiner Schminktisch, an der Wand neben der Tür erhob sich ein großer weiß gestrichener Kleiderschrank. Das Rosa der Bettdecken wiederholte sich in der Tapete, die Gardinen, die mit Satinbändern zusammengerafft wurden, waren in einem frischen Grünton gehalten. Die Gräfin schien zarte Farben zu lieben.

Auf mich wirkte dieser Raum wie das Reich einer kleinen

Prinzessin. Mein Zimmer in Stockholm war dagegen kahl und schlicht. Alles hier schien mit Schnitzereien verziert zu sein. Wie alt mochten diese Möbel sein?

»Ich hoffe, es gefällt dir«, sagte die Gräfin.

Ich nickte.

»Gut. Dann mach es dir gemütlich und scheue dich nicht, mich anzusprechen, falls du einen Wunsch hast.«

»Danke«, sagte ich mit kratziger Stimme. Das Zimmer war herrlich, und ich konnte nicht fassen, dass es ab sofort mir gehören sollte. Gleichzeitig jedoch spürte ich, wie die Sehnsucht nach meinem Zuhause förmlich in meiner Brust explodierte.

»Gräfin, ich ...«, sagte ich, als sie auf die Tür zuging.

»Nenn mich einfach Agneta«, unterbrach sie mich. »Was hast du auf dem Herzen?«

»Sie haben gegenüber dem Dienstmädchen gesagt, dass ich ein neues Familienmitglied sei ...«

»Aber das bist du doch!«, gab sie zurück. »Du bist mein Mündel. Ich werde dich genauso behandeln wie jedes Mitglied meiner Familie. Du hast doch wohl nicht gedacht, dass du hier das Aschenputtel bist?«

»Nein, ich ...« Unwillkürlich zog ein Lächeln über mein Gesicht. Sollte ich tatsächlich Glück haben? Alles erschien mir viel zu unwirklich. Konnte ich dem Frieden hier trauen?

»Willkommen auf dem Löwenhof!«, sagte Agneta Lejонgård lächelnd. Dann zog sie sich zurück. Ich blieb allein in dem Zimmer, das zu groß und zu fremd wirkte.

## 4. Kapitel

Bis zum Nachmittag hatte ich es immerhin geschafft, herauszufinden, wo in dem Raum meine Habseligkeiten lagen. Fräulein Grün hatte einen Schrankkoffer mit meinen Sachen vorausgeschickt und war so nett gewesen, mir auch meine beiden liebsten Schellackplatten einzupacken. Ich wusste nicht, ob ich sie hier irgendwo abspielen konnte, aber es beruhigte mich, sie bei mir zu haben.

Nach der Kaffeestunde, die wir in dem prachtvollen Salon verbracht hatten, hatte mich Agneta noch ein wenig herumgeführt und mir die Küche, die Stallungen und den Pavillon gezeigt. Alles sah sehr malerisch aus.

Die Küche schien einem alten Kupferstich entsprungen zu sein. Mittlerweile waren die Herde kleiner und nicht mehr so schwer wie dieser. Und die Haushalte besaßen auch kein kupfernes Kochgeschirr mehr. Die Köchin Frau Bloomquist war schon sehr betagt, bestand aber immer noch darauf, bei den Mahlzeiten Hand anzulegen. Der zweiten Köchin Svea passte das gar nicht, aber weil sie Achtung vor der alten Dame hatte, ließ sie sie gewähren.

Früher hatte es wohl noch eine Hausdame und so etwas wie einen Butler gegeben, aber das Fräulein Rosendahl war mitt-

lerweile verheiratet und mit ihrem Mann nach Kristianstad gezogen, und Herr Bruns hatte sich in den Ruhestand begeben. Die Dienstmädchen wurden von der Kammerzofe der Gräfin angeleitet, und der Graf hatte seinen eigenen Kammerdiener, einen stillen, beinahe unsichtbaren Mann in den Vierzigern, den man, glaubte man Svea, nur zu den Mahlzeiten zu Gesicht bekam.

Die Stallungen wirkten moderner als die Küche. Eines der Gebäude schien deutlich jünger als die anderen zu sein. Die Pferde waren alle auf den Koppeln, und ich sah sie bei diesem ersten Rundgang nur aus der Ferne.

In dem anmutigen Pavillon im hinteren Teil des Gartens konnte man sicher Stunden mit Lesen verbringen. Ich sah mich dort sitzen und Tee trinken. Wie schön wäre es, wenn es dort ein Grammophon zum Aufziehen gäbe. Solche Geräte waren mittlerweile unmodern geworden, da die Elektrizität ein endloses Abspielen erlaubte. Aber ich stellte es mir schön vor, meine Musik im Garten zu hören.

Zurück in meinem Zimmer, nahm ich mir ein Buch, doch meine Augen weigerten sich, den Sinn der Zeilen zu erfassen. Die Bilder des prächtigen in allen möglichen Farben blühenden Gartens, der Pferde und des Waldes legten sich über das Papier. Ich erinnerte mich daran, wie ich mir Daga gegenüber den Löwenhof in allen Grautönen ausgemalt hatte, in Wirklichkeit war er jedoch bunter als ein Regenbogen.

Ein Klopfen riss mich schließlich von dem Buch weg.

»Herein?«, sagte ich und blickte zur Tür. Ich erwartete, dass die Gräfin erscheinen würde. Doch es war nicht Agneta.

Die Frau, die mein Zimmer betrat, war schlank und trug ihr Haar zu einem Zopf geflochten, den sie zu einer Schnecke im

Nacken zusammengesteckt hatte. Die Schürze über ihrem dunklen Kleid war tadellos gestärkt.

»Guten Tag, ich bin Lena«, stellte sie sich mir vor. »Ich bin die Kammerzofe der Herrin. Die gnädige Frau hat mich gebeten, ab sofort auch Ihnen zur Hand zu gehen.«

»Ähm, danke, aber das wird nicht nötig sein«, erwiderte ich. »Ich komme allein zurecht.«

Die Zofe lächelte. »Davon bin ich überzeugt. Aber es gibt doch ein paar Dinge, auf die ich achten muss. Und für offizielle Anlässe brauchen Sie jemanden, der Ihnen bei der Garderobe und der Abendfrisur hilft.«

»Abendfrisur?«

»Wir haben hier des Öfteren Gäste zu Besuch, meist zum Abendessen. Da wird erwartet, dass Sie entsprechend gekleidet sind. Zu Zeiten der alten Gräfin war alles recht streng, heute sind wir ein wenig moderner, aber dennoch sollten Sie hübsch aussehen, wenn Sie den Gästen gegenüberstehen.«

Gäste? Bekamen sie etwa heute schon Besuch? Panik wallte in mir auf. Ich hatte keine Lust, neugierige Fragen von Wildfremden zu beantworten. »Aber ich bin doch nur das Mündel der Gräfin. Es ist ja nicht so, als ob ich eine Tochter des Hauses wäre.«

»Die Gräfin hat mir strikte Anweisungen gegeben«, entgegnete Lena. »Durch ihre Vormundschaft gehören Sie ebenso zum Löwenhof wie die Söhne des Hauses.«

Nur hatten es die Söhne der Gräfin leichter, denn sie mussten sich nicht ihr Haar bändigen lassen. Da fiel mir ein: Wie mochte wohl Magnus sein? Ich hatte ihn noch nicht kennengelernt. Auch Ingmar schien sich seit unserem Zusammentreffen in Luft aufgelöst zu haben. Sicher gab es auf dem Löwenhof und dem Gut Orte, die mir die Gräfin nicht gezeigt

hatte, an denen man nicht gefunden wurde und so für ein paar Stunden verschwinden konnte.

»Erwarten wir denn heute Besuch?«, fragte ich.

»Nein, aber heute ist Ihr erster Tag in diesem Haus. Das möchte die Gräfin mit einem schönen Abendessen feiern.«

»Und deshalb sind Sie hier und wollen mein Haar richten.« Ich atmete tief durch. Auch wenn ich erleichtert war, dass kein Besuch kommen würde, in meinen Ohren klang ein festliches Abendessen steif und förmlich. Ich spürte, welchen Druck diese Worte auf mich ausübten. Fremde Menschen wollten mich kennenlernen. Die Einzigen, auf die ich wirklich gespannt war, waren Ingmar und Magnus.

Manchmal hatte ich mich gefragt, wie es gewesen wäre, wenn ich Geschwister gehabt hätte. Jetzt bekam ich gleich zwei ... ja, was? Brüder waren sie nicht. Pflegebrüder? Konnte man es so nennen? Auf jeden Fall war ich froh, nicht die einzige junge Person in diesem Haus zu sein.

Als Lena mit meiner Frisur fertig war, war es, als würde mich eine Fremde aus dem Spiegel anblicken. Eine recht hübsche Fremde, wie ich fand. So hatte ich mich selbst noch nie gesehen. Mein Spiegel-Ich wirkte älter und reifer. Was wohl die Mädchen in meiner Klasse gesagt hätten, wenn sie mich so hätten sehen können? Und Paul?

Ich spürte einen Stich in der Brust, als ich an ihn dachte. Er hätte mich sicher bezaubernd gefunden.

»Sie sehen wunderschön aus«, bemerkte Lena. »Ihre Mutter wäre stolz gewesen, sie mochte solche Frisuren immer sehr ...« Lena verstummte augenblicklich. Erschrecken lag in ihren Augen, als hätte sie soeben einen großen Fehler begangen.

»Was ist mit meiner Mutter?«, fragte ich verwundert.

»Nichts«, antwortete Lena. »Ich sollte jetzt besser gehen.«

»Warten Sie!«, rief ich, worauf sie wie erstarrt stehen blieb. Ich trat zu ihr und legte ihr die Hand auf den Arm. »Woher kannten Sie meine Mutter?«

Lena schien sich innerlich zu winden. »Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Lena«, sagte ich ernst. »Ich kann Ihnen ansehen, dass da etwas ist. Kannten Sie meine Mutter? Und wenn, woher?«

Lena schüttelte den Kopf. »Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen.«

Mit diesen Worten riss sie sich los und floh beinahe aus meinem Zimmer. Ich blickte ihr verwundert hinterher. Was meinte sie nur?

Nachdem ich eine Weile die Tür angestarrt hatte, wandte ich mich wieder meinem Spiegelbild zu. Noch immer schaute mich eine Unbekannte an. Ich befürchtete die Frisur, doch nur kurz, denn ich wollte sie nicht ruinieren. Meine Mutter sollte Frisuren wie diese gemocht haben? Zu Hause hatte sie ihre Haare nie so getragen. Und mir hatte sie solch eine Frisur auch nicht gemacht. Auf einmal war meine ganze Brust voller Fragen. Und es gab nur eine Person, die sie mir beantworten konnte.

Etwas zögerlich ging ich die Treppe hinunter. Ich konnte den Reichtum, den das Foyer ausstrahlte, immer noch nicht fassen.

Unten blickte ich zu den Bildern von Gräfin Agnetas Eltern. Mir fiel wieder ein, dass sie erwähnt hatte, es habe einen Grund gegeben, warum sie die beiden nicht zusammen auf eine Leinwand gemalt hatte. Welcher mochte das sein? Es hieß, dass alte Häuser ihre Geschichten und Geister hätten. Welche Geheimnisse waren hier verborgen?

»Ah, Mathilda, da bist du ja!« Die Gräfin kam mir lächelnd entgegen. Ihr Haar war locker im Nacken zusammengesteckt, und beinahe wirkte das Arrangement zufällig. Doch das war es nicht, wie ich feststellte, als sie sich näherte. Auch ihre Frisur war von kundigen Händen geformt worden.

»Gehen wir ins Esszimmer!« Sie legte ihren Arm um meine Schulter.

Ich versteifte mich. »Ähm ... Agneta, dürfte ich Sie wohl für einen Moment allein sprechen?« Ich spürte, dass es nicht das war, was sie von mir erwartete, aber ich wollte nicht den ganzen Abend lang abwesend wirken und mich fragen, woher Lena meine Mutter kannte.

»Aber natürlich!« Sie wollte mich mit sich ziehen, doch ich widerstand ihr.

»Vielleicht nicht im Esszimmer.«

Agneta zog die Augenbrauen hoch. »In Ordnung, folge mir!«

Sie wandte sich um und führte mich in den Salon. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen durch die hohen Fenster und verliehen dem Raum ein beinahe magisches Aussehen.

»Nun, was hast du auf dem Herzen?«, fragte Agneta sanft, während sie auf die Sitzgruppe deutete, die in der Mitte des Raumes stand. Wir nahmen Platz, und ich brauchte eine Weile, bis ich sprechen konnte.

»Lena erwähnte vorhin beim Frisieren meine Mutter. Sie sagte, dass meine Mutter die Haare auch so trug. Woher kannte sie sie?«

Agneta reagierte ähnlich wie ihre Zofe. Ihre Gesichtszüge fror ein. Minutenlang antwortete sie nicht. Ich erinnerte mich daran, wie sie mir nach unserem Besuch beim Notar ausgewichen war. Schließlich atmete sie tief durch. Als hätte

sie eingesehen, dass sie dieses Thema nicht länger umgehen konnte.

»Deine Mutter hat auf dem Löwenhof im Dienst gestanden.«

Ich schaute sie verständnislos an. »Sie meinen, sie war ein Dienstmädchen?«

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Sicher, sie hatte im Haushalt ganz besonderes Geschick, aber das hatte ich immer darauf geschoben, dass sie, im Gegensatz zu mir, Freude am Hauswirtschaftsunterricht gehabt hatte. Dass dieses Können von der Arbeit hier kam, hätte ich nicht erwartet. Und es wunderte mich auch, warum sie es mir nicht erzählt hatte. Ich hatte nie den Eindruck gehabt, dass es ein Geheimnis in ihrem Leben gab. Oder war es ihr peinlich gewesen?

»Ja, sie war ein Dienstmädchen in unserem Haus. Sogar ein recht gutes.«

»Und warum hat sie nie davon gesprochen?« Hätte ich von ihrer Zeit auf dem Löwenhof gewusst, wäre ich vielleicht nicht ganz so überrascht gewesen, als die Gräfin auftauchte. Oder doch? Ich war verwirrt.

»Nun, das weiß ich nicht. Sie wird ihre Gründe gehabt haben.«

»Es war ihr doch nicht etwa peinlich?«

Agneta sah mich fast schon gequält an. »Ich hoffe, dass es nicht so war. Immerhin standen wir danach weiter in Kontakt. Wenn sie mich verabscheut hätte, hätte sie mir dann ihre einzige Tochter anvertraut?«

Ich starrte eine Weile ins Leere. Was wäre dabei gewesen, wenn Mutter mir von ihrer Zeit hier erzählt hätte? Es war doch kein Verbrechen, als Dienstmädchen zu arbeiten! Auch wenn es nicht mehr so viele Dienstboten wie früher gab, war es immer noch eine übliche Arbeit.

»Es tut mir leid, dass ich es dir nicht gleich gesagt habe«, fuhr Agneta fort. »Dann wärst du vielleicht weniger überrascht gewesen.«

Ich nickte. Gleichzeitig fragte ich mich, ob sie mir überhaupt davon erzählt hätte, wenn sich ihre Zofe nicht verplappert hätte.

»Bitte bestrafen Sie Lena nicht«, platzte es aus mir heraus. »Ich bin sicher, sie wusste nicht, dass ich keine Ahnung habe.«

»Warum sollte ich sie bestrafen?«, fragte die Gräfin. »Ich hatte dir ja gesagt, dass ich es dir erzählen würde. Ich wollte dir nur etwas Zeit geben, dich einzugewöhnen, bevor ...« Sie pausierte kurz und überlegte. Für einen Moment wirkte es, als wollte sie etwas hinzufügen, doch dann schüttelte sie unmerklich den Kopf.

»Bevor was?«, hakte ich nach, aber sie lächelte nur.

»Das würde zu weit führen. Wenn die Zeit gekommen ist, wirst du alles erfahren. Lebe dich hier erst einmal ein, dann sehen wir weiter.« Mit diesen Worten erhob sie sich. »Jetzt hoffe ich, dass du Hunger hast. Frau Bloomquist hat sich heute besonders ins Zeug gelegt, damit du einen guten Eindruck von ihr bekommst.«

Im Esszimmer wurden wir bereits von einem Mann in einem dunklen Anzug und einem weiteren jungen Burschen erwartet, der Ingmar wie aus dem Gesicht geschnitten war. Dass ich mich auf zwei neue Personen konzentrieren musste, ließ meine Überlegungen, was die Gräfin gemeint haben könnte, in den Hintergrund treten. Der Junge musste der zweite Sohn der Gräfin sein. Der Unbekannte, so vermutete ich, war gewiss ihr Ehemann, der Graf. Er war hochgewachsen, und sein blon-

des Haar sowie der etwas rötliche Bart waren von silbrigen Strähnen durchzogen.

»Da seid ihr ja!«, sagte er und trat auf Agneta zu. Er zog sie in seine Arme und küsste sie. »Entschuldige, dass ich nicht gleich zu dir gekommen bin. Ich bin eben erst zurückgekehrt, und eines der Mädchen sagte, du wärst mit unserem neuen Familienmitglied im Salon. Da habe ich mich noch schnell umgezogen.«

»Ist schon gut«, entgegnete Agneta, und in ihren Augen sah ich eine tiefe Liebe, wie sie nie in dem Blick meiner Mutter gelegen hatte. Mein Vater und sie gingen freundlich und höflich miteinander um, aber es war keine Leidenschaft zu sehen. »Darf ich dir Mathilda Wallin vorstellen? – Mathilda, das ist mein Mann Graf Lennard Ekberg.«

Er reichte mir die Hand. »Guten Tag, Mathilda, ich habe schon viel von dir gehört.«

Beinahe wäre mir etwas Unüberlegtes, wie »Ich leider nicht von Ihnen« herausgerutscht, doch ich brachte zum Glück erst einmal nur ein Lächeln zustande. Noch immer war ich verwirrt von dem Gespräch mit Agneta.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Graf Ekberg«, antworte ich schließlich, dann blickte ich zu den beiden Jungen. Die Ähnlichkeit war wirklich verblüffend. Lediglich durch die Kleidung unterschieden sie sich.

Ingmar erkannte ich an seinem Hemd und seiner Hose. Also musste der andere Magnus sein. Er wirkte ein wenig ruhiger als sein Bruder. Auf einen Wink der Gräfin erhoben sich die beiden und kamen zu mir.

»Mathilda, Ingmar hast du ja schon kennengelernt«, sagte sie. »Das hier ist Magnus. Wie nicht zu übersehen ist, sind die beiden Zwillinge.«

Magnus reichte mir etwas zögerlich die Hand.

»Sie ist unsere neue Schwester, weißt du?«, sagte Ingmar mit einem spöttischen Lächeln.

Magnus schien das nicht lustig zu finden. Seine Miene regte sich nicht.

»Sie ist mein Mündel«, stellte Agneta richtig. »Allerdings solltet ihr euch nicht davon verleiten lassen, sie als weniger anzusehen als ein Mitglied unserer Familie.«

»Ja, Mutter«, antworteten die Zwillinge im Chor.

»Gut. Dann können wir uns jetzt dem Abendessen widmen.«

Agneta bedeutete mir, rechts von ihrem Ehemann Platz zu nehmen. Auf der linken Seite, mir gegenüber, saßen die beiden Jungen. Sie würdigten mich keines Blickes. Niemand sagte etwas.

In Stockholm war es ähnlich gewesen. Vater kam nach Hause, begrüßte Mutter kurz, dann begab er sich an den Esstisch. Oftmals wechselten die beiden kein Wort mehr miteinander. War es hier auch so? In der Familie von Paul und Daga wurde beim Essen viel geredet, das wusste ich von einem Besuch bei ihnen.

Kaum hatten wir Platz genommen, traten zwei Dienstmädchen ein. Sie waren beide noch sehr jung, eines hatte dunkles Haar, das andere war blond. An Letzterem blieb mein Blick hängen. Hatte meine Mutter auch so das Essen hereingetragen? Hatte auch sie so eine Uniform getragen? Dieselben flachen Schuhe, auf denen man einen ganzen Tag lang stehen und laufen konnte?

Ich versank derart in die Betrachtung der Dienstmädchen, dass ich das Geschehen am Tisch nicht mitbekam. Ich hörte mein Herz schlagen und fragte mich, wie es wohl gewesen sein mochte, damals, als meine Mutter hier arbeitete.

»Mathilda?«

Der Ruf meines Namens schreckte mich aus meinen Gedanken. Ich bemerkte, dass es sehr wohl Tischgespräche bei den Lejongårds gab. Und ich hatte nicht zugehört. »Entschuldigung«, sagte ich und blickte suchend zur Gräfin, die mich angesprochen hatte. »Ich war in Gedanken.«

»Geht es dir gut? Ich wollte eigentlich nur wissen, ob dir die Suppe schmeckt.«

Ich blickte vor mich auf den Teller, der mit einer cremigen Flüssigkeit bedeckt war.

»Die Pfifferlinge stammen aus unserem Wald«, erklärte sie. »Bevor Frau Bloomquist in Ruhestand geht, muss sie mir unbedingt das Rezept verraten. Bislang bewacht sie es wie ein Zerberus.«

Alle Augen lagen auf mir. Mein Magen knurrte zwar, aber irgendwie war mir der Appetit vergangen. Dennoch griff ich nach dem Silberlöffel mit dem kleinen Wappen am Griff und probierte artig. Der würzige Geschmack von Pilzen und Kräutern explodierte förmlich in meinem Mund.

»Sehr lecker«, sagte ich und meinte es ehrlich. Eine bessere Pilzsuppe hatte ich noch nie gegessen, und meine Mutter war eine sehr gute Köchin gewesen.

»Mathilda ist frische Pfifferlinge sicher nicht gewohnt«, merkte Ingmar lächelnd an. »In der Stadt kann man nicht einfach so losgehen und welche pflücken.«

»Die Pilze gibt es auf dem Wochenmarkt«, gab ich zurück, denn irgendwie hatte ich das Gefühl, mich verteidigen zu müssen. »Auch in der Stadt bekommt man alles, der Unterschied ist nur, dass wir dafür nicht selbst in den Wald müssen.«

Ich wandte mich wieder der Suppe zu. Unwohlsein regte

sich in mir. Die Suppe, die mir eben noch köstlich erschienen war, schmeckte plötzlich wie Leim. Dennoch aß ich sie auf, denn so konnte ich vielleicht verhindern, dass jemand mit mir redete.

Auch bei den nächsten Gängen änderte sich die Stimmung am Tisch nicht wesentlich. Der Graf und die Gräfin versuchten, Konversation zu betreiben, doch alles wirkte etwas steif. Ich war wie ein Fremdkörper, auf den sie sich nicht so recht einstellen konnten. Ich sehnte mich nach Stockholm zurück. In den letzten Wochen hatte ich mich sogar an Fräulein Grün gewöhnt, und wir hatten manchmal lange miteinander geredet. So hatte ich erfahren, dass ihre Eltern in Deutschland wohnten und dass sie Jüdin war. Jeden Freitag zündete sie in ihrem Zimmer einen Leuchter an und betete leise. Das fand ich sehr faszinierend.

»Mathilda?«, fragte die Gräfin. »Ist alles in Ordnung?«

»Mit mir?« Ich schreckte hoch. »Nein, ich meine, ja. Es ist alles in Ordnung.« Mein Herz begann zu rasen. Es war unhöflich, den Gesprächen nicht zuzuhören, aber was konnte ich schon gegen meinen Verstand tun, der sich gern in die Vergangenheit flüchtete?

»Vielleicht solltet ihr ein wenig mit Mathilda spazieren gehen«, schlug Lennard seinen Söhnen vor.

Ich spürte deutlich, dass das den beiden nicht behagte. Auch ich hatte keine Lust dazu, doch dann sagte Ingmar: »Gern. Ich könnte ihr die alte Hütte zeigen oder die Pferdekoppeln. Wenn sie denn in ihrem Kleid mitgehen mag.«

»Ich kann mich umziehen!«, entgegnete ich, denn ich wollte vor ihnen nicht wie eine Memme dastehen, die Angst davor hatte, sich schmutzig zu machen.

»Ich glaube, das wird nicht nötig sein«, sagte Agneta. »Ihr

haltet euch von der Hütte fern. Es ist nicht sicher dort.« Sie blickte kurz zu ihrem Mann.

Dieser hob sein Weinglas an den Mund. »Und zu den Pferdekoppeln geht ihr auch auf festem Weg.«

»Ja, Vater«, sagte Ingmar.

Schweigend aß ich weiter, bis Magnus fragte: »Was ist eigentlich mit deinen Eltern passiert?«

Ich blickte verwundert auf. Hatte seine Mutter ihm nicht davon erzählt? »Sie sind gestorben«, gab ich unbehaglich zurück.

»Magnus«, sagte der Graf warnend, doch der Junge zog eine Unschuldsmeine.

»Was ist dabei?«, fragte er. »Es interessiert mich eben. Woran sind sie gestorben?«

Mir schnürte sich die Kehle zu. Solche Fragen hatte ich bereits in der Schule gehasst. Ich starrte ihn einen Moment lang wie gelähmt an, dann presste ich hervor: »Das Herz meiner Mutter hat versagt. Und mein Vater ... ist ertrunken.«

»Ertrunken? Wie konnte denn das geschehen?«

»Er ist ins Wasser gefallen, ganz einfach.« Hitze wallte in mir auf. Ich hatte keine Lust, die ganze Geschichte zu erzählen. Irgendwie wirkte Magnus, als wüsste er die Einzelheiten bereits und wollte sie nur noch einmal aus meinem Mund hören.

»Ein schlimmer Tod. Konnte er nicht schwimmen?«

»Offensichtlich nicht.«

»Kannst du es?«

»Magnus!«, rief der Graf seinen Sohn erneut zur Ordnung.

»Es war doch nur eine Frage!«, protestierte er.

»Ich kann schwimmen«, antwortete ich. »Es wurde uns in der Schule beigebracht. Im Sportunterricht. Unser Lehrer war

der Ansicht, dass man als Schwedin und Bewohnerin von Stockholm schwimmen können müsse – immerhin sind wir von Wasser umgeben.«

»Dein Lehrer scheint recht fortschrittlich zu sein«, sagte Agneta. »Ich bin sehr dafür, dass junge Frauen eine umfassende Erziehung erhalten.«

»Das war er. Er meinte, dass wir eine Seefahrernation gewesen seien und dass es eine Schande für jeden Schweden und jede Schwedin sei, nicht schwimmen zu können.«

Auf meine Worte hin warf Agneta ihrem Mann einen vielsagenden Blick zu.

Nach dem Abendessen ging ich mit Ingmar und Magnus hinaus. Die Luft war noch immer warm, fast schwül, ein wenig staubig und vom Geruch trocknenden Heus und Stroh erfüllt. Auf dem Hof war alles still. Von den Bediensteten und Angestellten war niemand mehr zu sehen.

Eine ganze Weile spazierten wir schweigend dahin. Ich fühlte mich zwischen den beiden Burschen unwohl und wusste nicht, was ich mit ihnen reden sollte.

Mit Paul hatte ich oft über seine Ausbildung und seine Träume gesprochen. Auch von meinen Träumen hatte ich erzählt, sie hatten begonnen, mit denen von Paul zu wachsen und zu gedeihen. Ich sah mich in einem schicken Kostüm das Büro leiten, während unten in der Werkstatt die Möbel gebaut und von Lieferanten laufend abgeholt wurden. Aber das konnte ich den Zwillingen nicht erzählen. Sie waren zwar nur anderthalb Jahre jünger als ich, aber sie kamen mir beide wie Lausbuben vor. Außerdem kannten sie das Leben in der Stadt nicht. Damit fielen auch der Jazz und die Clubs als Gesprächsthema weg.

Und mich beunruhigte die Frage, die Magnus mir beim Abendessen gestellt hatte. Warum wollte er wissen, ob ich schwimmen kann? Hatte er vor, mich hier in irgendeinen Kanal zu stoßen? Im Stillen dankte ich unserem Sportlehrer, der uns Mädchen in die Schwimmanstalt geschickt hatte. Den Unterricht hatte ich als unangenehm in Erinnerung, und mehr als einmal hatte ich Angst gehabt zu ertrinken. Doch ich fürchtete mich nicht mehr vor dem Wasser.

Was meinen Vater anging, hatte ich allerdings gelogen. Mein Vater konnte sehr gut schwimmen. Wenn wir in die Sommerfrische fuhren, war er stundenlang im See geschwommen. Er war nicht ins Wasser gefallen und ertrunken. Er hatte sich das Leben genommen.

»Wie ist es so in Stockholm?«, durchbrach Ingmar schließlich das Schweigen.

»Wie soll es sein?«, fragte ich zurück. War er noch nie in der Hauptstadt? »Die Straßen riechen nach Rauch, und überall fahren Autos herum. Es ist an einigen Stellen richtig laut und hektisch, besonders vor dem Bahnhof. Es gibt Parks und vor allem das Königsschloss. Und Häuser in allen Größen.«

»Und die Leute?«

»Sie sehen nicht anders aus als hier. Es gibt Arme und Reiche, Arbeiter und Geschäftsleute, Frauen und Männer.« Ich blickte ihn an. »Warst du noch nie dort? Deine Eltern sind wohlhabend und adelig, die verkehren sicher auch in der Hauptstadt oder sind beim König zu Gast.«

»Die Königsfamilie ist bei uns zu Gast«, meldete sich Magnus zu Wort. »Erst vor ein paar Wochen war Kronprinzessin Louise mit ihren Stiefkindern hier. Sie kommt jedes Jahr, also solltest du an deinen Manieren feilen. Oder besser gar nicht erst auftauchen.«

Ich starrte ihn an. »Soll das heißen, du glaubst, ich hätte keine Manieren?«

»Nicht die, die man einer zukünftigen Königin entgegenbringt.«

»Ich habe den König schon oft in Stockholm gesehen«, versuchte ich mich zu verteidigen. »Zuletzt bei der Trauerfeier für die verstorbene Königin.«

Als Viktoria durch die Straßen von Stockholm gefahren wurde, zu ihrer letzten Ruhestätte, hatte ich mit meiner Mutter am Straßenrand gestanden. Sie war an dem Tag ungewöhnlich still gewesen. Ich dachte mir nichts dabei, aber wenn ich nun in Betracht zog, dass sie auf dem Löwenhof gelebt hatte ... Möglicherweise war sie der Königin in jüngeren Jahren begegnet.

»Gesehen wie jeder andere vom Volk! Das bedeutet nichts! Wir waren bei der Trauerfeier anwesend!« Magnus funkelte mich an, dann setzte er hinzu: »Du wirst niemals eine Lejongård sein, hörst du? Du bist nichts weiter als die Tochter eines Dienstmädchen, dem unsere Mutter einen Gefallen getan hat! Verschwinde am besten so schnell wie möglich wieder von hier. Du wirst nie zu uns gehören!« Damit machte er kehrt und stapfte mit langen Schritten in Richtung Haus.

Ich erstarrte und blickte zu Ingmar. Ich verstand nicht, woher Magnus' Feindseligkeit kam. Außerdem, woher wusste er, dass meine Mutter ein Dienstmädchen war? Hatte er im Salon gelauscht? Oder war das eine allseits bekannte Tatsache, von der nur ich keine Ahnung gehabt hatte?

Ingmar wirkte verwirrt, doch dann lief er seinem Bruder hinterher. »Magnus, warte!« Aber Magnus schritt voran, ohne auf ihn zu hören.

Ich blieb wie angewurzelt stehen und spürte, wie sich in

meiner Brust etwas zusammenzog. Was hatte ich dem Jungen nur getan? Warum wollte er mich so schnell wie möglich loswerden? Ich beobachtete, wie die beiden im Zwielicht verschwanden. Erst dann setzte ich mich wieder in Bewegung. Mein Herz raste.

In meinem Zimmer angekommen, sah ich, dass auf meinem Kissen ein kleines Rosengebinde lag. Die Decken waren aufgeschlagen, und auf der Anrichte stand eine Glaskaraffe, die mit einer milchigen Flüssigkeit gefüllt war. Der Duft von Zitronen lag in der Luft. Darüber freuen konnte ich mich allerdings nicht. Magnus' Worte gingen mir nicht aus dem Sinn. Sicher würde ich nie eine Lejongård sein, aber wie kam er denn auf die Idee, dass ich das wollte? Ich hatte nichts dergleichen behauptet. Seine Mutter war mein Vormund, hatte also darüber zu bestimmen, wo ich lebte. Es war ihre Entscheidung gewesen, meiner Mutter ihren Wunsch zu erfüllen. Wenn es Magnus nicht passte, dass ich hier war, konnte er sich doch bei ihr beschweren!

Ich wünschte, all das wäre mir gleich vorhin eingefallen. Aber so war es immer: Auf die besten Erwiderungen kam ich erst, wenn es zu spät war. Ich ließ mich auf das Bett fallen und griff nach dem Rosengebinde. Erst da merkte ich, dass ein Beutelchen daran befestigt war. Es enthielt ein kleines Gebäckstück, das mit Schokolade überzogen war. Erhielt man das jeden Tag, wenn man hier lebte? Sicher nicht, aber diese freundliche Geste brachte mich zum Lächeln. Vielleicht mochte Magnus mich nicht, aber möglicherweise konnte ich mich trotzdem einleben.

In der Nacht schreckte ich immer wieder auf, um dann festzustellen, dass das Mondlicht durch für mich fremde Fenster fiel.

Obwohl der Raum recht groß war, schienen die Wände näher zu kommen und mich erdrücken zu wollen. Ich kämpfte mit der Bettdecke, zog sie hoch über mein Kinn, um sie wenig später wieder wegzustrampeln, weil mir so furchtbar warm war.

Schließlich erhob ich mich, ging zum Fenster und öffnete es. Die Mücken würden mich piesacken, aber ich brauchte frische Luft. Die Stille irritierte mich. In der Stadt hatte man dauernd irgendetwas gehört. Streitende Katzen, heulende Hunde, Männer, die weinselig lallend am Haus vorüberzogen, und ab und zu ein Automobil oder einen Pferdewagen. Hier war alles ruhig. Verzweiflung stieg in mir auf, wie immer, wenn ich todmüde war, aber keinen Schlaf finden konnte. Fragen wirbelten durch meinen Verstand. Warum hatte meine Mutter nie etwas erzählt? Hatte ich meine Mutter überhaupt gekannt? Wie hatte sie damals gelebt, als sie noch hier war?

Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass sie je einmal davon gesprochen hätte, wie sie Vater kennengelernt hatte. Daga hatte mir eine Zeit lang ständig in den Ohren gelegen, wie romantisch die ersten Rendezvous ihrer Eltern gewesen seien. Wie viel davon erfunden war, wusste ich nicht, aber ich erinnerte mich noch gut, wie still ich dann immer wurde. Ich konnte keinerlei Geschichten erzählen. Und wenn ich Mutter danach fragte, sagte sie stets, dass das Dinge seien, über die man mit einem Kind nicht rede.

Ich bezweifelte, dass ich von dem stillen Haus Antworten erhalten würde, aber vielleicht würde ich müde werden, wenn ich ein Stück lief. Also zog ich meinen Morgenmantel über, schlüpfte in die Pantoffeln und schlich zur Zimmertür. Auf dem Gang brannte kein Licht mehr. Die Stille erschien mir beinahe erdrückend. Einen Moment lang bekam ich es mit der

Angst zu tun und dachte daran umzukehren. Doch in dem Zimmer erwartete mich nur trübes Grübeln. Da konnte ich mich auch den Gespenstern des Hauses stellen. Zu gern hätte ich Licht gemacht, aber das traute ich mich nicht. Ich wollte niemanden wecken und mich keinen Fragen stellen müssen.

Die Nacht war glücklicherweise sehr klar, und ein heller Mond sandte sein Licht durch die hohen Fenster. Grillenzirpen drang an mein Ohr. In Stockholm hatte ich es nie so deutlich wahrgenommen wie jetzt. Ich passierte die alten Gemälde, auf denen man nun kaum etwas erkennen konnte, und schritt durch die Halle. Wie oft musste meine Mutter hier entlanggelaufen sein? Ich stellte mir vor, wie sie mit einem Kaffeeablett zum Salon gegangen war, um dort zu servieren. Sehnsucht überkam mich. Ach, könnte ich doch nur noch einmal mit ihr reden und sie nach alldem fragen!

Nur durch ihren Tod war ich hier.

Ich stand eine Weile unschlüssig unter dem großen Kronleuchter, der die Eingangshalle am Abend erstrahlen ließ. Ich konnte in den Salon gehen und mir dort die exotischen Pflanzen und leeren Vogelvolieren ansehen. Doch dann zog es mich an einen anderen Ort.

Ich wandte mich um, betrat den schmalen Gang, der zur Küche führte, und stieg die Treppe hinunter. Wer war bloß auf die Idee gekommen, die Küche in den Keller zu verlegen? Sollte damit der Unterschied zwischen »unten« und »oben« verdeutlicht werden?

Der Geruch von frisch geschrubbten Töpfen und nassem Holz drang in meine Nase. Der Mondschein fiel durch kleine, etwas höher angebrachte Fenster, durch die man nur schauen konnte, wenn man sich auf die Anrichte stellte. Ich ging am Herd vorbei, der noch ganz leichte Wärme verströmte, und

setzte mich dann an den langen Küchentisch. Wo mochte meine Mutter hier gesessen haben? Was hatte sie hier erzählt, über welche Scherze hatte sie gelacht?

Ein Geräusch ließ mich aufhorchen. Schritte näherten sich! Sofort erhob ich mich wieder. Im nächsten Augenblick sah ich einen Lichtschein.

»Fräulein Mathilda, was suchen Sie denn hier?« Die Stimme gehörte Lena, der Zofe, die mir am Abend die Haare gerichtet hatte. Ebenso wie ich trug sie ein Nachthemd, über die Schultern hatte sie ein braunes Häkeltuch geworfen. In der Hand hielt sie eine Öllampe, deren Licht ihre Gestalt in der Dunkelheit sichtbar machte.

»Ich kann nicht schlafen«, antwortete ich. »Da dachte ich, ich sehe mir das Haus ein wenig an.«

»Gegen schlechten Schlaf hilft Milch mit Honig. Ich kann Ihnen gern welche zubereiten.«

»Nein, vielen Dank«, wehrte ich ab.

Lena trat näher und stellte die Lampe auf dem Tisch ab.  
»Möchten Sie über etwas reden?«

Ich starrte sie an. Mein Kopf und mein Herz waren voller Fragen, aber konnte ich sie ihr stellen, ohne dass ich sie in Schwierigkeiten brachte? Es wäre sicher besser gewesen zu gehen, aber plötzlich verselbstständigte sich mein Mund.

»Meine Mutter ... kannten Sie sie gut?«

Das Gesicht der Kammerzofe erstarnte. »Haben Sie schon mit der gnädigen Frau darüber gesprochen?«

Ich nickte. »Sie sagte mir, dass Mutter hier als Dienstmädchen gearbeitet habe. Und dass sie gut gewesen sei.«

Auf Lenas Gesicht regte sich etwas, das ich nicht beschreiben konnte. Es sah fast so aus, als wäre sie mit ihrer Herrin nicht einer Meinung. Doch dann sagte sie: »In Ordnung, set-

zen wir uns. Aber nur für einen Augenblick, denn Sie sollten wirklich wieder ins Bett gehen.« Wir ließen uns an dem langen Küchentisch nieder, der einen leichten Duft von Zitrone und Scheuermittel verströmte. Wie lange mochte er schon hier stehen? Wie viele Dienstboten hatten schon daran gesessen? »Was möchten Sie wissen?«, fragte Lena, während sie die Hände auf der Tischplatte faltete.

»Wie war meine Mutter? Ich meine hier, in diesem Haus. Sie hat nie über ihre Zeit hier gesprochen.« Ich blickte auf einen Lichtfleck auf dem Holzfußboden. Es kam mir noch immer seltsam vor, dass meine Mutter auf genau diesem Boden gelaufen war.

»Nun, Ihre Mutter hatte sicher gute Gründe für ihr Schweigen. Ich habe nicht lange genug mit ihr zusammen gearbeitet, um sie wirklich kennenzulernen.« Lena machte eine kurze Pause und wirkte, als müsste sie die Erinnerung umständlich hinter irgendwelchen Ecken in ihrem Verstand hervorkramen.

Dann fuhr sie fort: »Ich kann Ihnen also auch nicht viel erzählen, aber ich weiß noch, wie ich ihr begegnete, als ich an meinem ersten Arbeitstag auf das Gut kam. Susanna war da bereits seit einigen Jahren im Dienst. Sie nahm mich unter ihre Fittiche und zeigte mir das ganze Haus. Sie war sehr freundlich und fröhlich und erklärte mir geduldig, was wichtig war. Da konnte ich ja nicht ahnen, dass es schon bald eine große Katastrophe geben würde.«

»Was für eine Katastrophe?«, fragte ich.

»In den Ställen brach ein Feuer aus, bei dem der gnädige Herr und dessen Sohn getötet wurden. Danach übernahm die gnädige Frau den Hof. Da deren Mutter die Zofe für sich beanspruchte, wurde mir aufgetragen, für die junge Herrin, die jetzige Gräfin Agneta, zu sorgen. Sie können sich vielleicht

vorstellen, wie aufgeregt ich war. Aber Susanna hat mir zur Seite gestanden und mir geholfen. Wir wurden langsam so etwas wie Freundinnen.«

»Und warum ist meine Mutter von hier fortgegangen?«

Lena sah mich an, ein merkwürdiger Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. »Nun ja, wie es so ist: Sie wurde schwanger und wollte heiraten. Wenn ein Mädchen heiratet, verlässt es den Dienst.«

»So einfach?«

»Es ist die Regel in Häusern wie diesem. Die gnädige Frau hat die Regeln mittlerweile gelockert, aber wie sollen wir einen Mann kennenlernen? Die Männer, die zu Besuch kommen, sind für uns unerreichbar, und die Männer im Dorf heiraten lieber Mädchen, die eine ordentliche Mitgift haben. Ihre Mutter hatte wirklich Glück, in vielerlei Hinsicht.«

Ja, das hatte sie vielleicht, aber warum sprach sie nie über ihre Zeit hier? Und wie hatte sie Vater kennengelernt, wenn es hier kaum möglich war, einen Mann auf sich aufmerksam zu machen? Vater hatte nie erwähnt, dass er auf dem Land gearbeitet hatte. War sie ihm in der Stadt begegnet, bei einem Ausflug?

Obwohl diese Fragen in mir brannten, fand ich nicht mehr die Kraft, nachzufragen. Mein Körper fühlte sich schwer an, und ich wollte zurück ins Bett.

Das schien auch Lena zu merken. »Gehen Sie besser wieder nach oben, und versuchen Sie, ein wenig Schlaf zu finden. Ich weiß, dass das schwerfällt, mir ging es nicht viel anders, als meine Mutter starb.«

»Danke, Lena«, sagte ich und erhob mich dann.

»Denken Sie nicht allzu viel darüber nach, Fräulein Mathilda. Sie sind hier an einem guten Ort. Sie werden hier sicher

Ihr Glück finden.« Auch Lena erhob sich nun. Was hatte sie ursprünglich in der Küche gesucht? Ich hatte vergessen, sie danach zu fragen.

In meinem Zimmer stand ich noch eine Weile vor dem Fenster. Mutter hatte gewollt, dass ich hier war, obwohl sie mir nie von diesem Ort erzählt hatte. Alles war so verwirrend. Aber vielleicht war es das Beste so. Vielleicht würde ich mich an diesen Ort gewöhnen. Und es waren ja nur vier Jahre, bis ich volljährig wurde.